

Klaus F. Röhl  
Ruhr Universität Bochum

## Konvergenz in Rechts- und Nachbarwissenschaften und das Internet als Konvergenzmaschine. Drei Thesen und 100 Gründe

Manuskript für die Tagung »Die Versprechungen des Rechts – Dritter Kongress der  
deutschsprachigen Rechtssoziologie-Vereinigungen« in Berlin 2015  
(Stand der Bearbeitung: 2. 9. 2015)

### Zusammenfassung

In vielen Büchern und Beiträgen zur Rechtsphilosophie, Rechtstheorie, Methodenlehre und Rechtssoziologie ist mehr oder weniger dasselbe zu lesen. In Texten aus den so genannten Nachbarwissenschaften, die auf den ersten Blick wenig miteinander zu tun haben, zeigen sich bei näherer Hinsicht erstaunliche Parallelen. Oft wird Konvergenz nicht wahrgenommen, weil unterschiedliche wissenschaftliche Schulen, Zitierkartelle usw. zu Sichtbegrenzungen führen. Strategische Ignoranz ist auch in der Wissenschaft verbreitet. Noch häufiger dürfte Konvergenz wegen der unübersehbaren Menge wissenschaftlicher Veröffentlichungen verborgen bleiben. Nicht selten wird Konvergenz aber auch hinter immer neuen Formulierungen versteckt, sei es, in dem Bemühen um Originalität, sei es um den Eindruck eines Plagiats zu vermeiden.

Das aktuelle Ideal der Geistes- und Sozialwissenschaften scheint in der Suche nach Vielfalt zu bestehen, während die Suche nach Konsonanzen oder Übereinst-

immungen als langweilig oder gar als diskriminierend gilt. Die Produktion von Vielfalt ist durch den kulturwissenschaftlichen Blick zum perpetuum mobile geworden.

Diese Beobachtungen sind Anlass, drei Thesen zu formulieren:

- Das Wissen in Rechts- und Nachbarwissenschaften konvergiert.
- Es lohnt sich, der einst von Peirce formulierten Konvergenztheorie der Wahrheit nachzugehen.
- Das Internet erweist sich als Konvergenzmaschine für das Wissen der Welt.

An der Redundanz wissenschaftlicher Texte wird sich, auch wenn die Konvergenz stärker zu Tage tritt, etwa durch technische Verfahren, wie sie unter dem Stichwort »Digital Humanities« diskutiert werden, wenig ändern, denn sie erfüllt starke latente Funktionen jenseits der »Wissenschaftlichkeit«. Die wichtigste ist wohl eine Diskursfunktion, nämlich die Etablierung eines normativen Überschusses als »Wahrheit«. Diesen Funktionen wird das Referat nicht nachgehen.

Die Thematisierung von Konvergenz hat – natürlich, möchte man sagen – ihrerseits einen normativen Überschuss. Er ergibt sich aus der Vermutung, dass die einseitige Thematisierung von Vielfalt positiver Pluralität im Wege steht.

Keywords:

Wissenschaftssoziologie

Peirce

Vielfalt

Poikilophilie

Konvergenz

Konvergenzmaschine

Digital Humanities

positive Pluralität

Rechts- und Nachbarwissenschaften

## I. Thesen

In vielen Büchern und Beiträgen zur Rechtsphilosophie, Rechtstheorie, Methodenlehre und Rechtssoziologie ist mehr oder weniger dasselbe zu lesen. Die Konvergenz verbirgt sich in der inzwischen wirklich unübersehbaren Menge wissenschaftlicher Veröffentlichungen. Ein praktisches Hindernis sind Sprachgrenzen. Eine praktische Methode zum Umgang mit der Veröffentlichungsflut bildet ein Klassensystem, das es gestattet, Publikationen minderen Rangs zu vernachlässigen.<sup>1</sup> Aber in der Wissenschaft ist auch strategische Ignoranz verbreitet. Oft wird Konvergenz nicht wahrgenommen, weil die Autoren unterschiedlichen wissenschaftlichen Schulen, Zitierkartellen usw. angehören, so dass sie gar nicht merken oder merken wollen, wieweit sie in der Sache übereinstimmen. Noch häufiger wird die Konvergenz hinter immer neuen Formulierungen versteckt, sei es, um das Selbstbild des originalen Wissenschaftlers zu wahren, sei es um den Eindruck eines Plagiats zu vermeiden. Das neue Ideal der Geistes- und Sozialwissenschaften scheint in der Suche nach Vielfalt zu bestehen, während die Suche nach Konsonanzen oder Übereinstimmungen als langweilig oder gar als diskriminierend gilt.

Diese Grundhaltung kann man mit einem Begriff, der gelegentlich in der Biologie verwendet wird, als Poikilophilie<sup>2</sup> kennzeichnen. Aber dieser Benennung fehlt der Biss. Warum nicht auf den Gegenbegriff zugreifen und den Humanities Homophobie vorhalten? Natürlich, der Begriff ist belegt. Aber gerade daraus gewinnt er seinen Reiz. Homophobie, also die Furcht vor – oder auch nur die uneingestandene Abneigung gegenüber – Gleichem oder Gleichartigem, ist, was ich den Geistes- und Sozialwissenschaften unterstelle, nämlich eine ausgeprägte irrationale Scheu, sowohl auf der Objektebene als auch auf der Metaebene der Wissenschaft nach Übereinstimmungen, Konsonanzen oder Konvergenzen zu suchen. Stattdessen huldigen sie der Poikilophilie. Vielfalt wird nicht bloß konstatiert, sondern konstruiert.

Liest man Texte aus verschiedenen Disziplinen, die auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun haben, zeigen sich bei näherer Hinsicht erstaunliche Parallelen. Das ist mir zuletzt bei ethnologischen Texten aufgefallen, die der Sache nach der Diffusion von bestimmten gesellschaftlichen Organisationsformen nachgehen, die sich aber weigern, sich als Diffusionsforschung einzuordnen, und ihre Beobachtung statt des-

---

<sup>1</sup> Dazu gehören vor allem Internetpublikationen, aber auch die unzähligen Dissertationen. Was z. B. Ralf Poscher in seinem Beitrag zur Schlink-Festgabe 2014 (Rechtsdogmatik als hermeneutische Disziplin, S. 203-219) unter Berufung insbesondere auf die Konversationstheorie von H. Paul Grice als kommunikative Interpretation darstellt, findet sich in der Sache recht vollständig schon in der Dissertation von Rainer Hegenbarth (Juristische Hermeneutik und linguistische Pragmatik, 1982), der seinerseits Grice noch nicht rezipiert hatte.

<sup>2</sup> Von griechisch ποικίλος = bunt und φιλία = freundschaftliche Liebe.

sen in Konzepte von travelling models oder kultureller Übersetzung verpacken.<sup>3</sup> Das Einführungskapitel zu dem Band »Law against the State« von Julia Eckert u. a.<sup>4</sup> könnte nach kleinen technischen Anpassungen auch in einem Lehrbuch der Rechtssoziologie stehen. So haben mich nicht zuletzt Parallelitäten zwischen Rechtsvergleichung, Rechtssoziologie und Ethnologie zu den folgenden Notizen motiviert.

Das neue Ideal der Geistes- und Sozialwissenschaften scheint in der Suche nach Vielfalt zu bestehen, während die Suche nach Konsonanzen oder Übereinstimmungen als langweilig oder gar als diskriminierend gilt. Der »Willkommensgruß des postmodernen Philosophen in Richtung der Vielfalt, des Fragmentierten, Polymorphen und Instabilen«<sup>5</sup> war höchst erfolgreich. Die Produktion von Vielfalt ist durch den kulturwissenschaftlichen Blick zum perpetuum mobile geworden.<sup>6</sup> Mit Hilfe Foucaults negativ formuliert: Die offiziellen Wissenssysteme haben Konvergenz als legitimen Gegenstand ausgeschlossen. Die »Disziplinen« bilden in ihrer ganzen Struktur und Funktion gewissermaßen ein ähnliches System wie das Gefängnis oder die Psychiatrie. Was sie ausschließen ist allerdings nicht »wildes Denken«, sondern den »Willen zur Wahrheit« verstanden als Willen zu aperspektivischer Objektivität.

Diese Beobachtungen sind Anlass, drei zunächst grobe Thesen zu formulieren:

- Das Wissen der Welt konvergiert. Das zeigt sich auch im Bereich des Rechts und seiner Nachbarwissenschaften.
- Es lohnt sich, der einst von Peirce formulierten Konvergenztheorie der Wahrheit nachzugehen.
- Das Internet erweist sich als Konvergenzmaschine für das Wissen der Welt.

Es folgen 100 Absätze zur Begründung. Die Begründung ist ebenso grob wie die Thesen. Jeder Absatz könnte und müsste breit ausgearbeitet werden, und sicher gibt es zu den darin angesprochenen Fragen schon viele Überlegungen, die – unter anderem mit der Konvergenzmaschine Internet – zu einer Antwort zusammengefügt werden können. Ebenso sicher gibt es viele Gegen Gründe, die ich aber ausblende, um mich zunächst meiner Thesen zu versichern. Zu den Gegen Gründen gehört vor allem die Annahme, dass die Redundanz wissenschaftlicher Texte starke latente Funktio-

---

<sup>3</sup> Gemeint ist der Band von Andrea Behrends/Sung-Joon Park/Richard Rottenburg (Hg.), *Travelling Models in African Conflict Management, Translating Technologies of Social Ordering*, Leiden 2014.

<sup>4</sup> Julia Eckert/Zerrin Özlem Biner/Brian Donahoe/Christian Strümpell, *Introduction: Law's Travels and Transformations*, in: Julia M. Eckert u. a. (Hg.), *Law Against the State, Ethnographic Forays into Law's Transformations*, 1-22.

<sup>5</sup> Umberto Eco, *Gesten der Zurückweisung*, in: Markus Gabriel (Hg.), *Der neue Realismus*, 2014, 33-51, S. 36.

<sup>6</sup> So lese ich Armin Nassehi, *Kultur im System*, in: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.), *Kultursociologie*, 2010, 373-395.

nen erfüllt. Die wichtigste ist wohl eine Diskursfunktion, nämlich die Etablierung von Wissensordnungen und eines normativen Überschusses als »Wahrheit«. Diesen Funktionen wird das Referat nicht nachgehen.

Es ist sicher kein Zufall, dass gerade ein Jurist das Konvergenzthema aufgreift. In der dogmatischen Jurisprudenz gibt es seit den Institutionen des Gaius eine Lehrbuchkultur, die darauf ausgerichtet ist, die übereinstimmende Basis festzuhalten und auszubauen. Auch von juristischen Aufsätzen wird nicht grundsätzlich verlangt, dass sie einen innovativen Gedanken oder eine neue Einsicht bieten. Viele Publikationen konzentrieren sich darauf, Konvergenzen und Divergenzen zu resümieren, ist es doch gerade die Funktion der Dogmatik, aus der Menge der Meinungen verlässliche Grundsätze zu destillieren.

Die Thematisierung von Konvergenz hat natürlich – ebenso wie die Poikilophilie – einen normativen Überschuss. Er folgt aus der Vermutung, dass die einseitige Thematisierung von Vielfalt diese in einer Weise aufwertet, dass sie positiver Pluralität im Wege steht. Die Vielfalt, wie sie als Melange aus der Globalisierung und ihren Rückkopplungsprozessen entsteht, ist für moderne Gesellschaften zwar eine laufende Quelle von Querelen, etwa um die Grenzen der Zuwanderung oder den Raum, den man einer importierten Religionspraxis geben soll. Aber davon wird eine moderne Gesellschaft nicht zerrissen, sondern eher bereichert. Das gilt auch für die durch das Abstreifen von Traditionen möglich gewordene Vielfalt der Familienformen einschließlich solcher, in denen traditionell unterdrückte sexuelle Orientierungen zu ihrem Recht kommen. Moderne Gesellschaften sind in der Lage, einen positiven Pluralismus zu leben. Besonders in den Entwicklungs- und Transformationsländern zeigt sich der faktische aber als negativer Pluralismus. Im Schatten der unvollständigen Modernisierung gibt es viele destruktive Konflikte.

Von negativem Pluralismus ist die Rede, wo die Sicherung der Vielfalt gegen Selbstzerstörung nicht gewährleistet ist. Unter den Bedingungen der Globalisierung ist dieser Zustand vor allem bei den Modernisierungsverlierern anzutreffen. Sie machen über die Hälfte der Weltbevölkerung aus. Modernisierungsverlierer gibt es auch in modernisierten Gesellschaften. Die große Masse Modernisierungsverlierer konzentriert sich jedoch in den Entwicklungs- und Transformationsländern, wo sie auf sich selbst angewiesen sind.

Die Modernisierungsverlierer sind nicht einfach nur arm, sondern sie sind in gewisser Weise funktionslos geworden, weil sie im Zuge der Modernisierung ihre überkommene Existenzgrundlage verloren, im modernen Wirtschaftsprozess aber keinen neuen Platz gefunden haben. Sie zahlen als Preis der Modernisierung mit einer Relativierung ihrer Kultur und dem Verlust gewachsener Identitäten. An vielen Plätzen hat die Veränderung der natürlichen Umwelt durch die Ausbreitung von Infrastruk-

tur und Technik und oft auch durch Umweltzerstörung ihnen ihre natürlichen Lebensgrundlagen genommen. Unter den so Marginalisierten provoziert die Globalisierung lokale und partikuläre Gegenbewegungen, die gerade in ihrer Gegnerschaft zu den globalisierenden Tendenzen neue soziale Identitäten hervorbringen. Sie suchen ihr Heil in religiösen oder ethnischen, rassistischen oder ideologischen Zugehörigkeiten. Konsequenz sind gesellschaftliche Spaltungen und Konfrontationen, die den negativen Pluralismus ausmachen.

»Negative pluralism refers to any totalizing affiliation which results in the transformation of interests into principle and results in cleavage politics and increasingly differentiated societies. An example of such totalizing affiliations is race. Another is religion.«  
(*David E. Apter, The Political Kingdom in Uganda, A Study of Bureaucratic Nationalism*, 3. Aufl., London [u.a.] 1997, Fn. 85 auf S. LXXV)

Diese Definition lässt sich leicht in die bekannte Unterscheidung zwischen Wertkonflikt und Interessenkonflikt<sup>7</sup> übersetzen. In einer modernen Gesellschaft ist die gesellschaftlich organisierte Interessenwahrnehmung selbstverständlich. Die Modernisierungsverlierer suchen ihre Zuflucht aber nicht in Interessenverbänden, sondern in traditionellen oder neotraditionellen Formationen, die Werte über Interessen stellen, indem sie deren religiöse, ethnische oder rassistische Basis zu einem kompromissfeindlichen Prinzip steigern. Dieser Entwicklung – so behaupte ich – wird durch die Poikilophilie der Wissenschaft und den mit ihr häufig verbundenen Kulturrelativismus gefördert.

Ein Indiz für die Konvergenz des Wissens wäre die zunehmende Verwendung von Zitaten. Für eine solche Tendenz habe ich aber keine empirischen Anhaltspunkte. In die gleiche Richtung deutet die wohl tatsächlich zunehmende Verwendung von Sekundärliteratur. Wäre ich nicht zu spät auf die Idee gekommen, hätte ich vielleicht versucht, den nachfolgenden Gedankengang weitgehend mit Hilfe zusammenkopierter Zitate wiederzugeben und als Belege nur Sekundärliteratur anzuführen. Immerhin verwende ich mehr Sekundärliteratur und Zitate als »normal«, arbeite also gezielt »fremdreferenziell« (vgl. dazu unten V. Nr. 66).

In der Kunst ist fremdreferenzielles Arbeiten als Collage, Remix, Mashup oder Covering zu einer eigenen Gattung geworden.<sup>8</sup> Ich zitiere aus dem Abstract des Referats, das Georg Fischer für die Berliner Tagung angekündigt hat: »Referentielle

---

<sup>7</sup> Vilhelm Aubert, Competition and Dissensus: Two Types of Conflict and of Conflict Resolution, *Journal of Conflict Resolution* 7, 1963, 26-42.

<sup>8</sup> Leonhard Dobusch/Valle Dordjevic (Hg.), *Generation Remix*, 2014 [<http://irights-media.de/webbooks/generationremix/>]. Auf der Berliner Tagung spricht Frédéric Döhl über das Mash-Up Genre. Seine (noch unveröffentlichte) Habilitationsschrift trägt den Titel »Mashup. Fremdreferenzielles Komponieren und Urheberrecht«.

Produktionspraktiken wie Sampling und Covering stehen dabei im Fokus. Beim Sampling werden kurze Ausschnitte (»Samples«) aus existierenden Musikstücken oder anderen Klängen entnommen, digital verarbeitet und zu neuer Musik zusammengefügt. Dieses »Cut-and-Paste«-Verfahren bildet die Grundlage für sog. »Remixes«. Beim Covering<sup>9</sup> wird die Komposition eines Stückes neu eingespielt und dabei absolut originaltreu behandelt: Melodie, Rhythmus, Arrangement und Text werden komplett übernommen; es wird lediglich eine neue Instrumentierung der Komposition angefertigt.«

Wenn ich ein Beispiel für Theorie-Konvergenz in den Geistes- und Sozialwissenschaften ausarbeiten sollte, so würde ich wohl Rezeptionstheorien wählen. Beginnen würde ich mit den literaturwissenschaftlichen Konvergenztheorien, die seit Ende der 1960er Jahre etwa gleichzeitig in Deutschland, Frankreich und in den USA entwickelt wurden und die ihrerseits erstaunlich konvergieren. Fortfahren würde ich dann mit den Theorien zunächst der sprachlichen und dann der sozialen Übersetzung. Von da ist es nicht weit zu den Transfertheorien der Rechtsvergleichung und schließlich zur soziologischen zur Diffusionstheorie.<sup>10</sup>

## II. Empirische und epistemische Konvergenztheorien

1. Es geht um Wissen, das als wissenschaftlich gilt. Für die MINT-Fächer wäre die Konvergenzthese vielleicht kaum der Rede wert, wiewohl auch diese von wissenschaftstheoretischen Skrupeln geplagt werden.<sup>11</sup> Mir geht es um die Geistes- und Sozialwissenschaften, und hier wiederum besonders um die Rechtswissenschaft im weitesten Sinne.
2. Konvergenztheorien treten entweder als empirische oder als epistemische auf. Empirische Konvergenztheorien behaupten die Konvergenz sozialer Entwicklungen, welcher Art auch immer. Prominent war etwa die Konvergenzthese als Element der Modernisierungstheorie, die besagte, dass kapitalistische und sozialistische Gesellschaftsformen am Ende konvergieren würden.<sup>12</sup> Auch die Modernisierungstheorie selbst ist in ihrer klassischen Version eine Konvergenzthe-

---

<sup>9</sup> Dafür fehlt es wohl bei der Textproduktion an einer Analogie.

<sup>10</sup> Weiteres Material liefert auf der Berliner Tagung vermutlich der Vortrag von Anke Draude zum Thema » Lokalisierung – Übersetzung – Aneignung: Zur Gestaltungsmacht der Adressaten von Politik- und Rechtstransfers«.

<sup>11</sup> Ulrich Wengenroth, Zur Einführung: Die reflexive Modernisierung des Wissens, in: ders. (Hg.), Grenzen des Wissens, 2012, 7-22.

<sup>12</sup> Meine Rezeption dieser Theorie habe ich an anderer Stelle formuliert: Entwicklungshilfe durch Recht und die Konvergenzthese, in: Michael Bäuerle u. a. (Hg.), Demokratie-Perspektiven, Festschrift für Brun-Otto Bryde zum 70. Geburtstag, 2013, 675-710.

orie. Rechtsvergleicher diskutieren die Konvergenz des Rechts auf Weltebene oder jedenfalls auf Europaebene, auch das primär unter empirischen Aspekten. Demgegenüber stehen epistemische Konvergenztheorien, das heißt solche, die in irgendeiner Weise die Wahrheitsfrage behandeln. Allen modernen Wahrheitstheorien ist die Ablehnung des von ihnen so genannten Fundamentalismus gemeinsam. Gemeint ist damit die Vorstellung, dass wissenschaftliche Erkenntnis auf einem festen Fundament aufbauen könne und müsse, sei es auf dem empirischen Sinnkriterium, sei es auf Vernunft oder auf einer Kombination von beidem. Konsenstheorien der Wahrheit sind jedenfalls insoweit noch fundamentalistisch, als sie darauf abstellen, dass nicht jeder Konsens, sondern nur ein solcher, der durch einen vernünftigen Diskurs gewonnen wird, als Wahrheitsersatz gelten kann. Dennoch halten epistemologische Wahrheitstheorien an dem »Willen zur Wahrheit« fest, nämlich an der Idee einer einzigen objektiven Wahrheit. Im Gegensatz dazu stehen kulturwissenschaftliche – man könnte auch sagen: postmoderne – Wahrheitstheorien, die diese Idee verwerfen und statt ihrer konstruktivistisch Wahrheiten nur im Plural denken. Sie haben ein Problem, weil sie für ihre Relativitätsbehauptung absolute Geltung in Anspruch nehmen.<sup>13</sup>

3. Konvergenztheorien der Wahrheit sind in der Regel Kohärenztheorien. Da heißt, sie stellen darauf ab, dass Sätze nicht isoliert betrachtet werden dürfen, sondern dass menschliches Wissen »holistisch« als Netzwerk zu verstehen sei. Es gewinnt seine Qualität aus der stimmigen Einbettung in einen größeren Zusammenhang. Moderne Konvergenztheorien tragen daher die Sammelbezeichnung »semantischer Holismus«. Analog zur diskursorientierten Konsenstheorie der Wahrheit gibt es auch eine realistisch orientierte Konvergenztheorie der Wahrheit. Sie stammt von Charles S. Peirce und besagt etwa, dass in einer unendlich entfernten Zukunft Realität und Gedanken über die Realität konvergieren werden. Bis dahin sei alle Erkenntnis fallibel: »Wahrheit ist die Übereinstimmung einer abstrakten Feststellung mit dem idealen Grenzwert, an den unbegrenzte Forschung die wissenschaftliche Überzeugung anzunähern die Tendenz haben würde.«<sup>14</sup> »In the long run«, so lautet die häufig wiederkehrende

---

<sup>13</sup> Die Zirkularität aller Wahrheitstheorien ist immer wieder konstatiert worden – auch ein Fall von Konvergenz. Ich berufe mich gerne auf eine Darstellung von Richard Rottenburg, weil der als Ethnologe auch in den Kulturwissenschaften akzeptiert wird (Code-Wechsel. Ein Versuch zur Umgehung der Frage: Gibt es eine oder viele Wirklichkeiten?, in: Matthias Kaufmann (Hg.), Wahn und Wirklichkeit – multiple Realitäten. Der Streit um ein Fundament der Erkenntnis, 2003, 153-174).

<sup>14</sup> Charles S. Peirce, Schriften II, hg. v. Karl-Otto Apel, 1970, 459.

Formel in den »Collected Papers«. Mit dem Internet und seinen Suchmaschinen ist der lange Weg kürzer geworden.

4. Ob die Wahrheitstheorie von Peirce ihrerseits als Korrespondenztheorie oder als Konsenstheorie<sup>15</sup> einzuordnen ist, wäre sekundär. Ältere Äußerungen sprechen für eine fundamentalistische Korrespondenztheorie, die eine Entsprechung der Erkenntnis zu einer unabhängigen Realität erwartet, die eben durch die vollständige Konvergenz der Realitätsbeschreibungen angezeigt wird. »Es gibt reale Dinge, deren Eigenschaften völlig unabhängig von unseren Meinungen über sie sind; dieses Reale wirkt auf unsere Sinne nach regelmäßigen Gesetzen ein, und obwohl unsere Sinnesempfindungen so verschieden sind wie unsere Beziehungen zu den Gegenständen, können wir doch, indem wir uns auf die Gesetze der Wahrnehmung stützen, durch schlußfolgerndes Denken mit Sicherheit feststellen, wie die Dinge wirklich und in Wahrheit sind; und jeder, wenn er hinreichende Erfahrung hat und genug darüber nachdenkt, wird zu der einzig wahren Konklusion geführt werden.«<sup>16</sup> Doch auch wenn Peirce die Hintergrundvorstellung einer absoluten Wahrheit hatte, so argumentierte er doch auch wissenschaftssoziologisch. »Nach Peirce spielt die Organisation der Forschungsgemeinschaft nicht nur für das Verhalten ihrer Mitglieder eine entscheidende Rolle, sondern auch für das von ihnen »produzierte« Wissen. ... Im Zentrum von Peirce' Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie ... steht der Übergang von einer Kritik der Vernunft zu einer Kritik der Zeichen. Mit dem Konzept des Zeichens will Peirce den Streit zwischen Realismus und Idealismus überwinden. Die grundlegende Idee dabei ist, dass jede gedankliche Vorstellung durch Zeichen vermittelt ist. Die Vernunft kann gar nicht anders, als mit Zeichen zu arbeiten, um Erkenntnisse zu bilden. Nur so kann sie ihre Vorstellungen kommunizieren und objektivieren. Statt also die Begrenzungen des menschlichen Erkenntnisvermögens zu untersuchen, hält Peirce es für sinnvoller, den Zeichenvorrat der Vernunft zu betrachten, da sich dort die entscheidenden Werkzeuge zur Erlangung von Erkenntnis befinden. Es kann hier nicht auf alle Einzelheiten der Peirceschen Zeichentheorie, die den Beginn der Semiotik markiert, eingegangen werden. In dem vorliegenden Zusammenhang ist es vor allem wichtig, dass jede (zeichenvermittelte) Erkenntnis auf vorhergehenden aufbaut und dass Erkenntnisse kommuniziert werden müssen, um überhaupt als Erkenntnisse gelten zu können. Ein Erkenntnisakt kann nicht nur als Interaktion zwischen dem Erkennenden und der (ihm durch seine Sinnesorgane

---

<sup>15</sup> Dafür z. B. Nicola Erny, *Konkrete Vernünftigkeit*, 2005, S. 189, 207.

<sup>16</sup> Charles S. Peirce, *Die Festlegung einer Überzeugung* (1877), in: Ekkehard Martens, *Texte der Philosophie des Pragmatismus*, 1975, S. 79.

vermittelten) Natur gesehen werden, sondern muss als Interaktion zwischen mehreren Erkennenden verstanden werden. Daher muss nach Peirce Erkenntnistheorie grundsätzlich soziale Fakten berücksichtigen. Zu diesen Fakten zählen beispielsweise wissenschaftliche Konventionen.

Wichtig ist die Art und Weise, in der die Interaktion zwischen den Forschern erfolgt. Nach Peirce konkurrieren Wissenschaftler miteinander, und zwar vor allem um Anerkennung, um soziales Prestige .... Um Erfolge zu erzielen, muss jeder Forscher jedoch seine Kollegen von der Gültigkeit seiner Ergebnisse überzeugen. Auf diese Weise kommt ein kritischer Diskussionsprozeß in Gang, in dessen Verlauf sich die Beteiligten über die Stärken und Schwächen ihrer Theorien verständigen. Diese Theorien nähern sich immer mehr der Wahrheit an.«

Christoph Lütge, den ich hier ausführlich zitiert habe<sup>17</sup>, meint allerdings, es sei nicht angebracht, die Position von Peirce als Konvergenztheorie zu bezeichnen, denn er verstehe Wahrheit als einen nur asymptotisch erreichbaren Konsens: »Obwohl die immer größere Annäherung der Theorien an die Wahrheit *garantiert* ist, bleiben sie nur hypothetisch wahr. Nur der Konsens der *unendlichen* Forschergemeinschaft würde Wahrheit hervorbringen. Diese unendliche Forschergemeinschaft umfasst alle Forscher, die jemals gelebt haben, leben und leben werden.«<sup>18</sup>

5. Wichtiger ist, dass der Wahrheitsbegriff von Peirce nicht nur epistemisch, sondern auch empirisch ist. Er ist epistemisch, weil er Bedingungen angibt, unter denen Sätze als wahr ausgezeichnet werden können. Und er ist empirisch, weil er die Prognose wagt, dass tatsächlich einmal (»in the long run«) ein Konvergenzzustand erreicht sein könnte.
6. Solche Konvergenz betrifft nur einzelne wissenschaftliche Propositionen. Sie ist zwar hinsichtlich jeder singulären Proposition denkbar. Es ist aber nicht anzunehmen, dass irgendwann einmal alle wissenschaftlichen Sätze durch Konvergenz bestätigt werden.
7. Für die Auszeichnung als wissenschaftlich verwende ich den institutionellen (formellen) Wissenschaftsbegriff.<sup>19</sup> Das heißt, Wissenschaft definiert sich selbst und ist darauf angewiesen, dass ihre Umgebung diese Definition akzeptiert. Was immer in den traditionellen Institutionen der Wissenschaft (Universitäten, Forschungsinstitute usw.) produziert wird, wird wie selbstverständlich als wissenschaftlich angenommen. Vielleicht geht die Entwicklung dahin, dass auch

---

<sup>17</sup> Christoph Lütge, *Ökonomische Wissenschaftstheorie*, 2001, S. 25f.

<sup>18</sup> Ebd. S. 26.

<sup>19</sup> Röhl/Röhl, *Allg. Rechtslehre*, 3. Aufl. 2008, 83.

- durch Datenverarbeitung gewonnene Sätze eines Tages als wissenschaftlich akzeptiert werden. Dann werden wir Google Scholar als Kollegen begrüßen.
8. Es gibt nichtpropositionales Wissen, und das hat nicht nur in der Praxis enorme Bedeutung<sup>20</sup>, sondern ist zum bevorzugten Thema der Kulturwissenschaften geworden<sup>21</sup>. Die Konvergenzthese bezieht sich auf Propositionen über solches Wissen, aber nicht auf dieses Wissen selbst. So kann man beispielsweise dem Werk Foucaults als objektiv wahr gemeinte Aussagen über die diskursive Genese relativer Wahrheiten entnehmen, die heute allgemein geteilt werden.
  9. Die Konvergenz des Wissens, um die es hier geht, ist ein empirisches Phänomen. Es bietet eine gewisse Bestätigung für die epistemische Konvergenztheorie. Die Konvergenzthese besagt, dass die Wissensbestände dieser Welt konvergieren, und zwar nicht als Ergebnis diskursiver oder anderer intentionaler Prozesse, sondern kraft evolutionärer Entwicklung. Die Wahrheitsfrage ist nicht das Thema, wiewohl sie sich natürlich nicht verdrängen lässt. In einem sehr verkürzten Sinn wird sie zum bloßen Selektionskriterium der Evolution.
  10. Auch Akkumulation wäre eine Form von Konvergenz. Die Idee der Wissensakkumulation ist allerdings spätestens seit Kuhn verpönt. Doch sie kriecht aus verschiedenen Ecken wieder hervor. Der »neue Realismus«<sup>22</sup> könnte zu einer gewissen Rehabilitation führen. Ein skeptischer Realist ist wohl auch Bruno Latour. Latour spricht von objektiviertem Wissen, das durch Referenzketten entsteht.<sup>23</sup> Hyperlinks könnten solche Referenzketten bilden.

---

<sup>20</sup> Das Konzept impliziten Wissens geht auf Michael Polanyi zurück (Implizites Wissen, 1975). Ein ausführliches Referat seiner Theorie gibt Renate Breithecker-Amend, Wissenschaftsentwicklung und Erkenntnisfortschritt, Zum Erklärungspotential der Wissenschaftssoziologie von Robert K. Merton, Michael Polanyi und Derek de Solla Price, 1992, S. 81ff. Vgl. auch vgl. auch den von Jens Loenhoff hg. Sammelband »Implizites Wissen. Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven«, 2012, und dazu meine Besprechung auf RSozblog vom 3. 1. 2013: <http://www.rsozblog.de/implizites-wissen/>.

<sup>21</sup> Vgl. dazu auch bei Nr. 54. Im Detail muss man zwischen dem impliziten, durch Praxis erworbenen Wissen und dem als kulturell selbstverständlich unbewusst bleibenden Wissen unterscheiden. Das erstere ist mit dem Namen von Michael Polanyi verbunden. Das letztere meint Nassehi a. a. O. (Fn. 6) S. 377, wenn er von einer Konjunktur des Vorreflexiven in der soziologischen Theoriebildung spricht.

<sup>22</sup> Maurizio Ferraris, Manifesto del nuovo realismo, Rom 2012, deutsch als: Manifest des neuen Realismus, 2014; Markus Gabriel, Warum es die Welt nicht gibt, 2013; ders. (Hg.). Der neue Realismus, 2014. Ferner: Armen Avanessian, Realismus jetzt. Spekulative Philosophie und Metaphysik für das 21. Jahrhundert, 2013; Christoph Riedweg, Nach der Postmoderne, Aktuelle Debatten zu Kunst, Philosophie und Gesellschaft, Basel 2014.

<sup>23</sup> Vgl. das Referat, das ich im Ethnologenblog der Uni Halle gefunden habe [<https://blogs.urz.uni-halle.de/inco/2014/07/ref-2/>]. Als Quelle wird das Hörspiel »Kosmokoloss. Eine Tragikomödie über das Klima und den Erdball« angegeben, dass wohl am 6. 12. 2013 in Radio Bayern 2 gelaufen ist. [<http://www.br.de/radio/bayern2/sendungen/hoerspiel-und-medienkunst/hoerspiel-klima-krise->

11. Letztlich braucht man sich nicht zwischen objektivistischen und konstruktivistischen Wahrheitstheorien zu entscheiden. Auch wenn man auf der epistemischen Ebene Wissen(schaft)sproduktion als ein sozialkonstruktives Unternehmen versteht, bleibt doch die Möglichkeit einer faktischen Konvergenz des Wissens. Natürlich könnte man die faktische Konvergenz ihrerseits als sozialkonstruktiv relativieren. Doch der ständig mögliche Regress macht irgendwann keinen Sinn mehr; er wird zum fundamentalistischen Antifundamentalismus.
12. Konvergenzen von Politiken, technischen Verfahren, wirtschaftlichen und sozialen Strukturen (darunter auch das Recht) sind eine augenfällige und viel diskutierte Folge der Globalisierung. Dabei geht es jedoch um Konvergenzen auf der Objektebene, während die Konvergenz des Wissens auf einer Metaebene zu suchen ist. Die Frage wäre also, ob die Aussagen über Konvergenz auf der Objektebene als Folge der Globalisierung ihrerseits konvergieren.<sup>24</sup>
13. Auch »globale Wissenswelten«<sup>25</sup> sind zunächst ein Phänomen auf der Objektebene. Es ist immerhin vorstellbar, dass eine oder mehrere epistemic communities zur Plattform für die Konvergenz des Wissens werden. Übrigens: Die Aussagen über Effekte von epistemic communities scheinen weithin mit denen über die Diskurse der Humanwissenschaften zu konvergieren.
14. Die Konvergenz des Wissens ist (als empirisches) ein kognitives Phänomen. Aus der Übereinstimmung des Wissens folgt nicht automatisch die Übereinstimmung des Verhaltens. Ja, vielleicht ist konsonantes Wissen nicht einmal stets Voraussetzung für übereinstimmendes Verhalten.
15. Deshalb gilt die Konvergenzthese zunächst nur für empirisches Wissen. Dazu zählen auch kognitive Vorstellungen über Sätze mit normativem Gehalt. Solche Sätze bilden einen wesentlichen Bestandteil der Jurisprudenz.
16. Man könnte aus der Makulatur-These von Kirchmanns ein Gegenargument ableiten wollen. Die Makulaturthese ist jedoch ohne weiteres mit der Konvergenzthese vereinbar. Nimmt man sie für bare Münze, so beziehen sich Propositionen über den Norminhalt natürlich immer nur auf einen bestimmten Zeitpunkt. Billigt man ihr einen umfassenderen Anspruch zu, so gelten wissenschaftliche Propositionen über Recht nicht konkretem positivem Recht, sondern allgemei-

---

anthropozoen-latour100.html] Ich habe mir nicht die Mühe gemacht, die Sendung von 65 Minuten anzuhören.

<sup>24</sup> Zur Konvergenzthese insoweit Klaus F. Röhl/Stefan Magen, Die Rolle des Rechts im Prozeß der Globalisierung, Zeitschrift für Rechtssoziologie 17, 1996, 1-57, S. 11ff.

<sup>25</sup> Vgl. dazu Nico Stehr, Globale Wissenswelten oder grenzenlose Erkenntnisse, Rechtstheorie 39, 2008, 301-327.

- nen Gesetzmäßigkeiten, nach denen solches Recht Inhalte gewinnt und Wirkungen erzeugt.
17. Aus der Kenntnis von Begriffskonstruktionen, Konzepten und Normen folgt nicht unmittelbar deren Billigung oder gar Übernahme. Analoges gilt für Wissen über Religion und Kultur.
  18. Konvergenz des Wissens bedeutet deshalb nicht auch Konvergenz der Kulturen, sondern nur Konvergenz des Wissens über Kulturen. Allerdings ist das Wissen über Kulturen die Voraussetzung einer Diffusion. Aber über die Annahme von Wissen und Kultur wird nach unterschiedlichen Normen entschieden. Die Konvergenz von Wissen gilt prinzipiell als Anzeichen von Wahrheit und wird deshalb begrüßt. Vielfalt von Kulturen gilt dagegen als Wert und wird deshalb konserviert.
  19. Konvergenz des Wissens über Recht bedeutet nicht Konvergenz des (positiven) Rechts.<sup>26</sup>
  20. Die rechtsphilosophische Idee, dass »in the long run« auch normative Einstellungen konvergieren, ist nicht Teil der hier ausgebreiteten These. Es konvergieren jedoch die Argumentationen, die zu normativen Ergebnissen hinführen sollen. Zu vielen großen Fragen der Rechtsphilosophie und Rechtstheorie werden immer wieder dieselben Argumente aufgezählt und umgewälzt, etwa für die Frage nach einem Naturrecht oder diejenige nach der Anerkennungswürdigkeit pluralen Rechts.

---

<sup>26</sup> Die Konvergenz des Rechts über Ländergrenzen hinweg ist Haupt- und Dauerthema der Rechtsvergleichung. Überall werden Konvergenzen gesucht und gefunden. Nirgends wird behauptet, dass die Rechtsentwicklung auseinanderdriftet. Es bleibt nur die Frage, wie weit die Konvergenz gehen wird oder umgekehrt, wieviel und welche Varietät am Ende verbleibt. Aber Fragestellung und Ergebnis sind doch sehr von einem theoretischen Grundverständnis abhängig. Der Mainstream der Rechtsvergleichung verfährt funktionalistisch. Das heißt, die Fragestellung knüpft nicht direkt bei Rechtsnormen an, sondern bei sozialen Problemen, auf die das Recht reagiert. Es zeigt sich dann oft, dass die Problemlösungen verschiedener Rechte sehr ähnlich sind, auch wenn Rechtsnormen bei direktem Vergleich Unterschiede aufweisen. Pierre Legrand hat geltend gemacht, implizit richte sich das Grundverständnis der Rechtsvergleicher eher auf Konvergenz als auf Differenz (The Same and the Different, in: ders./R. J. C. Munday (Hg.), *Comparative Legal Studies*, 2003, 240-311). Das bestätigt für den Verfassungsvergleich Günter Frankenberg (Günter Frankenberg, *Constitutions as Commodities*, in: ders., *Order from Transfer*, 2013, 1-26, S. 3). Dieses Bild von der Rechtsvergleichung beherrscht anscheinend auch die Ethnologie. Zunehmend lässt sich die Rechtsvergleichung jedoch kulturwissenschaftlich inspirieren. Probleme und Lösungen seien stets in einen kulturellen Kontext eingebettet, der ihnen ihre je spezifische oder gar einzigartige Färbung verleiht. Der kulturalistische Ansatz ist damit auf die Suche nach Differenzen angelegt, während die funktionalistische Rechtsvergleichung nach Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten sucht.

### III. »Literaturflut – Informationslawine – Wissensexplosion«.<sup>27</sup>

21. Hinter diesen Stichworten steckt nicht unbedingt ein Gegenargument zur Konvergenzthese. Sie verweisen jedoch auf wichtige Zusammenhänge, nämlich erstens auf die These von dem unbegrenzten und unbegrenzbareren Wachstum des Wissens, zweitens auf die Möglichkeiten und Probleme einer Quantifizierung des Wissens und drittens auf Versuche, das anscheinend unbrennsbare Wachstum des Wissens zu relativieren.
22. Die These vom unbegrenzten und unbegrenzbareren Wachstum des Wissens schließt an die These vom Unwissen als Kehrseite des Wissens. Letztere stammt schon von Goethe, bei dem man lesen kann »Mit dem Wissen wächst der Zweifel.«<sup>28</sup> Sie ist selbst ein Beispiel für die Konvergenz des Wissens. Die kürzeste Formulierung lautet wohl »Wissen produziert Unwissen.« Etwas ausführlicher: »Je mehr man weiß, desto mehr wächst der bewußte Bereich des Ungewußten.«<sup>29</sup> Die These taucht an vielen Stellen auf, ohne dass man auf dieselbe Quelle Bezug nimmt.<sup>30</sup> Andreas Voßkuhle spricht von dem »externen Bereich des Unerforschten« als etwas durch »wissenschaftliches Wissen selbst Konstituiertes« und nennt als Quelle einen Text von Peter Wehling.<sup>31</sup> Bei Teubner<sup>32</sup> lesen wir ohne Nachweis: »In der Wissenschaft erzeugt die Forschung immer höhere Ungewissheiten, die nur durch verstärkte Forschung wieder beseitigt werden können, die wiederum neue Ungewissheiten erzeugen.«

---

<sup>27</sup> Werner Marx, Literaturflut – Informationslawine – Wissensexplosion. Wächst der Wissenschaft das Wissen über den Kopf?, Forschung 4, 2011, 96-104 (zitiert wird vielfach noch eine ältere Internetversion aus dem Jahr 2002 des Artikels von Werner Marx und Gerhard Gramm.)

<sup>28</sup> Wenn man das Goethe-Zitat gugelt, findet man es auf einem Dutzend und mehr Webseiten mit und ohne Quellenangabe. Wikiquote führt schließlich auf der Seite »Zeno.org« mit dem Quelltext: »Aphorismen und Aufzeichnungen. Maximen und Reflexionen. Aus ›Kunst und Altertum‹, Fünften Bandes drittes Heft, 1826«.

<sup>29</sup> Beide Formulierungen aus Christoph Engel/Jost Halfmann/Martin Schulte, Wissen – Nichtwissen – unsicheres Wissen, 2002, Vorwort S. 9. Diesen nicht überprüften Nachweis habe ich (ohne die Fundstelle zu notieren) von Schmidt-Assmann übernommen.

<sup>30</sup> Z. B. bei Martin Schulte, Eine soziologische Theorie des Rechts, S. 130: »Keine Generierung von Wissen ohne gleichzeitige Generierung von Nichtwissen!« Schulte verweist auf zwei Titel von Klaus Peter Japp, darunter: Die Beobachtung von Nichtwissen, Soziale Systeme 3, 1997, 289-312.

<sup>31</sup> Voßkuhle in Hans-Heinrich Trute u. a., Allg. Verwaltungsrechts, 2008, S. 653. Peter Wehling ist überhaupt eine gute Quelle für die These vom Unwissen als Kehrseite des Wissens, z. B.: Die Schattenseite der Verwissenschaftlichung. Wissenschaftliches Nichtwissen in der Wissensgesellschaft., in: Stefan Bösch/Ingo Schulz-Schaeffer (Hg.), Wissenschaft in der Wissensgesellschaft, 2003, 119-142, oder ders., Artikel »Wissen und Nichtwissen« in: Rainer Schützeichel, Hg., Handbuch Wissenssoziologie, 2007, 485-494).

<sup>32</sup> Verfassungsfragmente, 2012, S. 129.

23. Die These vom unbegrenzten Wachstum des Wissens wird oft mit Hilfe der Metapher von der Wissenskugel ausgedrückt. »Die Kugel des Gewussten liege im Meer des Ungewussten. Damit ist klar, je mehr wir wissen, desto größer ist der Kontakt der Kugeloberfläche zum Ungewussten.«<sup>33</sup> Werner Marx nennt als Erfinder der Wissenskugel ohne Nachweis Hubert Markl, als Fortsetzer Jürgen Mittelstraß und verweist dazu auf einen Radiovortrag von 1992<sup>34</sup>. Matthias Groß<sup>35</sup> verweist auf einen Aufsatz von Mittelstraß von 1996<sup>36</sup>. Und Mittelstraß nennt sich selbst als Quelle.<sup>37</sup> Der Gedanke ist freilich älter, auch wenn man nicht auf Goethe zurückgehen will. Ich habe bereits 1974<sup>38</sup> festgehalten: »Sowie sich der Kreis des Bekannten vergrößert, wird die Peripherie, an der er sich mit dem Unbekannten berührt, immer länger«, als Quelle von Hayek<sup>39</sup> angegeben und außerdem in der Fußnote Popper<sup>40</sup> zitiert: »The more we learn about the world, and the deeper our learning, the more conscious, specific, and articulate will be our knowledge of what we do not know, our knowledge of ignorance. For this, indeed, is the main source of our ignorance – the fact that our knowledge can only be finite, while our ignorance must necessarily be infinite.«
24. Die Quantifizierung des Wissens fordert eigentlich eine Wissensdefinition und deren Operationalisierung. Hier liegt ein bisher nicht befriedigend gelöstes Problem. Daher wird die quantitative Zunahme des Wissens indirekt gemessen, vor allem durch Zählung von Menschen mit wissenschaftlicher Ausbildung als Wissensproduzenten und von Publikationen als Wissensträgern. Konvergenzen lassen sich mit solchen Zählungen nicht erkennen.
25. Die Versuche, die anscheinend unbrennbare Zunahme des Wissens zu relativieren, beginnen bei der Definition des Wissens, und zwar durch die Ausscheidung von Daten und Informationen. Ein weiterer Schritt ist die Qualifizierung des Wissens. Dazu dienen etwa die Messung von Zitierhäufigkeiten und die Ermittlung von Veraltungszyklen. Beides könnte, aber muss nicht auf Konver-

---

<sup>33</sup> Rainer Schröder/Angela Klopsch, Der juristische Dokortitel, Humboldt Forum Recht 2012, S. 33, ohne Nachweis.

<sup>34</sup> Von Marx 2011 bei Fn. 4.

<sup>35</sup> Die Wissensgesellschaft und das Geheimnis um das Nichtwissen, in: Cécile Rol/Christian Papilloud, Soziologie als Möglichkeit, 2009, S. 105.

<sup>36</sup> Nichtwissen: Preis des Wissens? In: Schweizerische Technische Zeitschrift 93, 1996, 32-35.

<sup>37</sup> In dem Internet-Manuskript »Gibt es Grenzen des Wissens?«, 2008.

<sup>38</sup> Das Dilemma der Rechtstatsachenforschung, S. 39.

<sup>39</sup> Friedrich A. von Hayek, Rechtsordnung und Handelsordnung, in: Zur Einheit der Rechts- und Staatswissenschaften, Karlsruhe 1967, S. 195 ff., 205.

<sup>40</sup> Karl R. Popper, On the Sources of Knowledge and of Ignorance, in: Conjectures and Refutations, London 1963, S. 28.

- genz hindeuten. Die Konvergenzthese lässt sich ihrerseits als Versuch der Relativierung der Wissensexplosion verstehen, wiewohl das nicht ihre eigentliche Zielrichtung ist.
26. Die These hinter der Wissenskugel geht stillschweigend davon aus, dass das vorhandene Wissen irgendwie konsolidiert ist und vor allem auch gewusst wird. Die These von der Konvergenz des Wissens interessiert sich kaum für das Unwissen außerhalb der Kugel<sup>41</sup>, sondern sie befasst sich mit der Konsolidierung des Kugelinhalts. Die Konsolidierung (vorhandenen) Wissens setzt voraus, dass das Wissen überhaupt zur Kenntnis genommen wird. Die unzulängliche Konsolidierung von Wissen hat ihre Ursache vielfach nicht in Unwissen, sondern in Unkenntnis des Wissens (ignorance).<sup>42</sup>
  27. Die Konvergenz von Wissen lässt sich nur durch Zweitbeobachtung feststellen. Bei der Zweitbeobachtung wird Wissen zu sekundärem Wissen. Oder im kulturalistischen Code: Es geht um Repräsentationen.
  28. Wissen ist oft komplex und speziell. Es kann und muss für unterschiedliche Zielgruppen verständlich dargestellt werden. Die Konvergenz verträgt sich mit einer vielfältigen sprachlichen und visuellen Aufbereitung des Wissens. Die Möglichkeiten sprachlicher Variation sind enorm. Originalität wird leicht durch die unterschiedliche sprachliche Darstellung von Wissen vorgetäuscht. Mehr oder weniger alle Aussagen sind mehrfach zu finden. Das bringen die bekannten Redensarten zum Ausdruck: Neuer Wein in alten Schläuchen. – Das Rad wird neu erfunden. – Nichts Neues unter der Sonne. Wer älter ist wie der Verfasser dieses Textes, muss sich vor solchen Redensarten hüten. Fraglos gibt es immer wieder Neues. Aber angesichts der wissenschaftlichen Massenproduktion bleibt es doch erlaubt, auf die Vielzahl der auf den ersten Blick unsichtbaren Übereinstimmungen und die sich darin zeigende Konvergenz des Wissens hinzuweisen.
  29. Das Urheberrecht und die Normen über korrektes wissenschaftliches Arbeiten in Verbindung mit den üblichen Anforderungen für Status und Karriere in der Wissenschaft mögen in vielen Fällen Stachel zur Entwicklung innovativer Leistung sein. Sie sind aber auch Treibstoff für Pseudovielfalt.
  30. Da Wissen immer durch Zeichen repräsentiert werden muss, ist wegen der Interpretationsfähigkeit insbesondere von Sprachzeichen mit dem Einwand zu rechnen, dass eine eindeutige Feststellung von Konvergenz gar nicht oder je-

---

<sup>41</sup> Wiewohl auch Konvergenz über »Offene Fragen der Wissenschaft« denkbar ist. In dieser Woche (in der ich diesen Text in Berlin vortrage) soll im J. B. Metzler Verlag das von Jürgen Kaube und Jörn Laakmann herausgegebene »Lexikon der offenen Fragen« erscheinen.

<sup>42</sup> Andrew Abbott, Varieties of Ignorance, *The American Sociologist* 41, 2010, 174-189.

denfalls nicht immer möglich sei.<sup>43</sup> Doch Wissen, dass nicht intersubjektiv transferierbar ist, ist kein wissenschaftliches, sondern bleibt Literatur, Kultur oder Unterhaltung. Wissenschaft gründet auf der Unterstellung, dass das Problem der Interpretationsvarianz für ihren Bereich lösbar ist. Intersubjektive Transmissibilität heißt allerdings nicht Transmissibilität der Akzeptanz einer Proposition, sondern lediglich Möglichkeit des gleichsinnigen Verständnisses.

31. Die Konvergenz des Wissens geht regelmäßig mit einer Trivialisierung einher. Trivialisierung bedeutet u. a. Verzicht auf rhetorische Möglichkeiten (argumentative Verläufe wie Entwicklung oder Kontrastierung von Elementen usw.).<sup>44</sup>
32. Das Wissen der Welt ist in Sprache (und teilweise in Formeln, Bildern und Grafik, die hier vernachlässigt werden) gespeichert. Die Konvergenz zeigt sich erst, wenn ein Wissenselement referiert wird oder referierbar ist. Jedes Referat ist eine »Übersetzung«. Nach der Theorie der kulturellen Übersetzung hat jede Übernahme von Wissen eine Veränderung zur Folge. Im Grunde dasselbe be-

---

<sup>43</sup> An diesem Punkt lässt sich unendlich diskutieren. In der Literaturtheorie ist die These verbreitet, dass die in einem Text enthaltene Information sich stets von einer paraphrasierten Zusammenfassung unterscheidet. »The Heresy of Paraphrase« ist ein berühmtes Kapitel in einem Buch von Cleanth Brooks (The Well Wrought Urn, New York: Harcourt Brace, 1947). Aber die Häresie der Paraphrase gilt doch wohl nur für Dichtung. Soeben hat Eva Schürmann im Hinblick auf »Das Recht als Gegenstand der Ästhetik« betont, dass Inhalt ohne Form nicht zu haben ist, dass jede Form aber unvermeidlich ihren Gegenstand reformuliert und damit nicht unverändert lässt: »Philosophisch ist dieses Problem eine Variante des ›Mythos des Gegebenen‹; ein Paradoxon, das keineswegs ausschließlich erkenntnistheoretische Fragestellungen betrifft. ... Das Missliche an der Konstruktion von Inhalt und Form besteht darin, Inhalte implizit als unperspektivisches, unformiertes Wesen zu insinuieren und die Weisen ihres Gegebenseins in der Wahrnehmung und Formuliertseins im Darstellungsmedium Sprache demgegenüber als äußerlich abzustufen.

Zwar ist es konstitutionslogisch notwendig, sobald man von einer versprachlichten Erfahrung oder einer wahrgenommenen Sache redet, etwas vorauszusetzen, das auch anders versprachlicht oder wahrgenommen werden könnte, und daher in irgendeiner Form ›gegeben‹ sein muss, um auf diese oder auf jene Weise realisiert zu werden. Aber eben indem es stets auf eine bestimmte, diese und keine andere Weise realisiert sein muss, ist es niemals vollkommen formlos. Einen sachlichen Gegenstand vorauszusetzen, der unabhängig wäre von seinen Auffassungsweisen, ist insofern zwar analytisch sinnvoll und sprachlich unvermeidlich, praktisch aber ist er als solcher niemals anzutreffen.« (Eva Schürmann, Das Recht als Gegenstand der Ästhetik?, Rechtsphilosophie [RphZ] 1, 2015, 1-12, S. 2.)

<sup>44</sup> Als Beispiel kann das Kapitel »Ni méthode, ni approche. Zur Forschungsperspektive der Gouvernamentalitätsstudien« (in: Johannes Angermüller/Silke van Dyk, Hg., Diskursanalyse meets Gouvernamentalitätsforschung, 2010, 23-42) dienen. Wenn man seinen Inhalt von foucaultischen Wendungen befreit und auf simple Propositionen reduziert, deckt er sich weitgehend mit Aussagen in der rechtsoziologischen Steuerungsdiskussion. Bröckling/Krasmann betonen, zwar, dass man Gouvernamentalitätskonzept Foucaults nicht »soziologisch disziplinieren«, das heißt, nicht als Ausformulierung soziologischer Theoriepositionen verstehen dürfe. Genau das leisten sie allerdings mit ihrem klar und umsichtig geschriebenen Text.

sagt die Theorie der Iterabilität der Zeichen von Jacques Derrida, die ja vor allem Nicht-Iterabilität von Bedeutungen behauptet.<sup>45</sup> Die These der Nichtreproduzierbarkeit von Bedeutungen hat durchaus ihre Verdienste, wird aber tüchtig übertrieben. Mit der Feststellung von Konvergenz geht allerdings Redundanz verloren, und mit der Redundanz Konnotationen.

33. Ein wichtiger Schritt zur Konvergenz des Wissens ist die Konvergenz von Definitionen. Da jeder frei ist, seinen Gegenstand zu definieren, redet man oft dasselbe aneinander vorbei. Diese Freiheit ist kann und will niemand einschränken. Aber sie lässt sich disziplinieren, indem man sich bemüht, bei einer vorhandenen Definition anknüpfen, die sich anscheinend bewährt hat, um dann – wenn erforderlich – Kritik und Abweichungen anzuschließen.
34. In diesem Sinne übernehme ich für die (vorläufige) Festlegung auf einen Wissensbegriff die Definition von Marc Porat<sup>46</sup>, und zwar auf dem Umweg über Daniel Bell<sup>47</sup>, weil ich aus ihrer Verwendung durch Bell schließe, dass die Definition mindestens brauchbar ist. Danach bildet Wissen eine »Sammlung in sich geordneter Aussagen über Fakten und Ideen, die ein vernünftiges Urteil oder ein experimentelles Ergebnis zum Ausdruck bringen und anderen durch irgendein Kommunikationsmedium in systematischer Form übermittelt werden.« Grundlage des Wissens bilden Informationen. »Informationen sind Daten, die organisiert und kommuniziert worden sind.« Diese Definition steht im Gegensatz zu dem imperialistischen Wissensbegriff der Kulturwissenschaften, der alle bewussten und unbewussten psychischen Zustände einschließt.
35. Ähnlich relevant wie Definitionen sind wissenschaftliche Fragen und/oder Hypothesen. Die Konvergenz von Propositionen setzt eine einheitliche Fragestellung voraus. Um ein Beispiel zu nennen: Die Frage nach der Möglichkeit objektiver Erkenntnis von einem (notwendig) subjektiven Standpunkt aus taucht in hundert Variationen auf, ohne dass die Frager sich wechselseitig zur Kenntnis nehmen. Zu Fragen gibt es mehrere Antwortvorschläge = Hypothesen. Die Vorstellung der Wissenskugel legt die Annahme nahe, dass die Zahl der Fragen und der Antwortmöglichkeiten unbegrenzt sei. Praktisch arbeiten die Geisteswissenschaftler jedoch mit einer eher übersehbaren Zahl von Versatzstücken.

---

<sup>45</sup> Jacques Derrida, Signatur Ereignis Kontext, in: Peter Engelmann (Hg.), Randgänge der Philosophie, Wien 1988. Der Wikipedia-Artikel zu Iteration weist darauf hin, dass der Begriff im gleichen Sinne schon von Husserl verwendet wurde, und gibt dazu auch die Quelle an: Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins, 1928, S. 451 [<http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/5974/>].

<sup>46</sup> The Information Economy. Definition and Measurement, Washington D.C. 1977, S. 2.

<sup>47</sup> Die nachindustrielle Gesellschaft, 1975, S. 180.

36. Einen Vorläufer von und zugleich ein Indiz für Konvergenz in der Sache bilden einheitliche Zitationen. Auf einer ersten Stufe werden immer dieselben Autoren und Texte angeführt, ein Effekt, der sich selbst verstärkt. Auf einer zweiten Stufe werden aus solchen Texten dieselben Kernsätze zitiert. Ein Sonderfall sind klassische Zitate, mit denen Sachdebatten eröffnet werden.
37. Statik und Dynamik – Beschreibungen und Erklärungen: Wissenskonvergenz bedeutet kein Ende des sozialen Wandels. Es konvergieren in erster Linie die Erklärungen. Beschreibungen können nur solange konvergieren, wie der beschriebene Zustand bleibt.

#### IV. Sekundäres und externalisiertes Wissen

38. Die Konvergenzthese bezieht sich nur auf externalisiertes Wissen, das heißt auf solches, das außerhalb des menschlichen Gedächtnisses gespeichert ist.<sup>48</sup>
39. Nur ein kleiner Teil des individuellen Wissens stammt aus erster Hand. Der weitaus größere Teil des Wissens wird von anderen übernommen. Die Masse des Wissens zirkuliert als sekundäres Wissen.
40. Wissenschaftstheorie fragt immer nur danach, wie Wissen mit Wahrheitsanspruch gewonnen werden kann. Zwar verbindet sich mit diesem Anspruch derjenige auf Intersubjektivität. Die intersubjektive Übertragbarkeit von Wissen hängt aber nicht von einer theoretischen Lösung der Wahrheitsfrage ab, sondern ist ein soziales Phänomen.
41. Für die eigene Lebenswelt hat man vielleicht noch den Eindruck, man kenne sie aus eigener Erfahrung. Doch der Eindruck täuscht. Schon meinen eigenen Lebenslauf kenne ich zum Teil nur aus Berichten von Eltern und Verwandten. Das Weltwissen dagegen stammt mehr oder weniger vollständig aus sekundären, tertiären oder noch weiter entfernten Quellen. Man lernt es mehr oder weniger planmäßig in Familie und Schule, aus Büchern und anderen Medien oder beiläufig im Umgang mit anderen Menschen. Die Qualität dieses Wissens wird in der Regel gar nicht hinterfragt. Sie ergibt sich unmittelbar aus der sozialen Beziehung zur Wissensquelle.
42. Auch Wissen, das als wissenschaftlich ausgezeichnet ist, ist ganz überwiegend Wissen aus zweiter Hand. Die Wissenschaftlichkeit einer Proposition folgt, ganz gleich, welcher Wissenschaftstheorie man anhängt, aus der Prozedur ihrer Herstellung. Nur wer selbst an dieser Prozedur beteiligt ist, verfügt über Wissen

---

<sup>48</sup> Kritisch zur Vorstellung einer Externalisierung von Sprache Hartmut Winkler, Docuverse, 1997, 48ff.

erster Hand. Aber das sind verschwindend wenige. Deshalb kursiert auch wissenschaftlich erzeugtes Wissen grundsätzlich als Wissen aus zweiter Hand.

43. Für die Qualifizierung von Wissen aus zweiter Hand hat die Wissenschaftstheorie wenig zu bieten. Zu denken ist immerhin an die Methoden zur Erstellung von Metastudien. Alle zusammenfassenden Referate, Übersichtsartikel, Lehrbücher usw. sind der Sache nach (qualitative) Metastudien, die selten oder nie ihre Methodik reflektieren.<sup>49</sup> Häufiger sind methodische Überlegungen zu quantitativen Metanalysen.
44. Für die Qualifizierung von Wissen aus zweiter Hand lässt sich an die Diskussion über die Qualifizierung so genannten Testimonialwissens anknüpfen, die von Oliver R. Scholz in Gang gebracht worden ist.<sup>50</sup> Das Konzept einer sozialen Erkenntnistheorie (Social Epistemology)<sup>51</sup> betont die soziale Konstituierung und Vernetzung von Wissensbeständen. Mit Alvin Goldman kann man drei

---

<sup>49</sup> Everett M. Rogers, der Klassiker der Diffusionstheorie (*Diffusion of Innovations*, 5. Aufl., New York, NY 2003), berief sich in der ersten Auflage von 1962 auf 506 empirische Untersuchungen. Bis zur fünften Auflage von 2003 hatte sich die Zahl der in Bezug genommenen Untersuchungen auf 5200 reichlich verzehnfacht. De facto handelt es sich hier um eine Metastudie, ohne dass Rogers sich dazu besondere methodische Gedanken gemacht hätte. Greenhalgh u. a., die ab 2001 im Auftrag des UK Department of Health der Diffusion und Nachhaltigkeit von Innovationen im Gesundheitswesen nachgingen, haben einen Literaturbericht erstellt, der sich auf 1024 Quellen stützt. Die wesentlichen Ergebnisse wurden zunächst 2004 in einem Aufsatz zusammengefasst (Trisha Greenhalgh/Glenn Robert/Fraser Macfarlane/Paul Bate/Olympia Kyriakidou, *Diffusion of Innovations in Service Organisations: Systematic Literature Review and Recommendations for Future Research*, *Milbank Quarterly* 82, 2004, 581-629), der vollständige Bericht ist 2005 unter dem gleichen Titel als Buch erschienen. Anders als Rogers haben Greenhalgh u. a. sich mit den methodischen Herausforderungen einer solchen Kompilation befasst (*Storylines of Research in Diffusion of Innovation: A Meta-Narrative Approach to Systematic Review*, *Social Science & Medicine* 61, 2005, 417-430.) Zu Theorie und Praxis von Metastudien ausführlich Hanjo Hamann, *Evidenzbasierte Jurisprudenz*, 2014, S. 99ff. Für Aufsehen sorgt in jüngerer Zeit die Meta-Metastudie von John Hattie, *Visible Learning, A Synthesis of Over 800 Meta-Analyses Relating to Achievement*, New York 2009.

<sup>50</sup> Oliver R. Scholz, *Das Zeugnis anderer. Prolegomena zu einer sozialen Erkenntnistheorie*, in: Thomas Grundmann (Hg.), *Erkenntnistheorie, Positionen zwischen Tradition und Gegenwart*, 2001, 354-375 sowie Bibliographie ebd. S. 391-394; ders., *Das Zeugnis der Sinne und das Zeugnis anderer*, in: Richard Schantz (Hg.), *Wahrnehmung und Wirklichkeit*, 2009, 183-209; ders., *Das Zeugnis anderer – Sozialer Akt und Erkenntnisquelle*, in: Sybille Schmidt/Sybille Krämer/Ramon Voges (Hg.), *Politik der Zeugenschaft. Kritik einer Wissenspraxis*, 2011, 23-45; Nicola Mößner, *Wissen aus dem Zeugnis anderer*, 2010.

<sup>51</sup> Zur Orientierung vgl. den Artikel »Social Epistemology« von Alvin Goldman in der *Stanford Encyclopedia of Philosophy*, 2006 [<http://plato.stanford.edu/entries/epistemology-social/>] sowie den von Dennis Whitcomb hg. *Reader »Social Epistemology«*, Oxford, New York 2011. Seit 1987 erscheint eine Zeitschrift »Social Epistemology«, deren Texte überwiegend neben meinem Thema liegen. Hier liegt eine partielle Konvergenz mit der Diskurstheorie Foucaults nahe.

Ebenen der Wissenskonsolidierung unterscheiden, nämlich die individuelle Ebene, die Gruppenebene und die Systemebene. Die Überzeugungsbildung in Gruppen ist ein großes Thema der Sozialpsychologie, das kräftig in die Rechtssoziologie ausstrahlt. Für das Konvergenzthema ist die Systemebene interessant, ist es doch weithin üblich, die Wissenschaft als System zu begreifen.

45. Individuelle (oder subjektive) Wissensarbeit hat Konvergenz- und Divergenzeffekte. Auch die (objektive) Zirkulation von Wissen jenseits subjektiver Wissensarbeit bringt Effekte in beiden Richtungen.<sup>52</sup> Die Konvergenzthese besagt natürlich, dass die Konvergenzeffekte überwiegen. Sie macht für die Konvergenzeffekte aber in erster Linie objektive Umstände (Eigenschaften des Wissens, Speichertechniken, Wiedergewinnungsmethoden u. a. mehr) verantwortlich.
46. Subjektive Wissensarbeit ist überfordert, wenn es darum geht, den Stand (wissenschaftlicher) Literatur auch nur zu einer einzelnen Proposition vollständig zu verarbeiten. Ein wissenschaftlicher Aufsatz zitiert heute im Schnitt vielleicht 20 bis 30 Quellen (und macht daraus 100 Fußnoten). Tatsächlich werden die meisten Themen aber bereits in Hunderten oder Tausenden von Texten behandelt. Die Nachweise in wissenschaftlichen Abhandlungen sind durchweg nicht annähernd repräsentativ. Niemand kann alles lesen, was etwa zur Abschreckung durch schärfere Sanktionen oder zur Beeinflussung richterlicher Entscheidungen durch die soziale Herkunft, zur Stufenbaulehre Merkl's oder zur Drittwirkung der Grundrechte geschrieben worden ist. Das überfordert die menschliche Kapazität und das scheitert konkret auch oft an Disziplinengrenzen, an der Verfügbarkeit der Texte und an Sprachproblemen. Konvergenz bleibt deshalb vielfach verdeckt.
47. Die Wissenschaftstheorie der Postmoderne scheint der Konvergenzthese wenige Chancen zu geben. Sie sieht sich außerstande, eine konsistente und einvernehmliche Position zu entwickeln, von der aus Wissens Elemente als falsch ausgesondert werden können. Sie vertritt vielmehr einen Multiperspektivismus, der statt einer Wahrheit viel Wahres akzeptiert oder gar hervorbringt. Vielleicht ist aber gerade der bewusste Perspektivenwechsel ein Instrument zur Feststellung

---

<sup>52</sup> Von der Kultur als sozialem Gedächtnis sagt man, sie fungiere als »Konsistenzkontrolle, die laufend neu anfallende Erfahrungen auf erinnerte Muster bezieht, sie damit vergleicht und als Ergebnis Konsistenz (=Nicht-Übereinstimmung) oder Inkonsistenz (=Nicht-Übereinstimmung) zwischen Erinnerung und aktueller Erfahrung registriert«. (Wolfgang Ludwig Schneider, Kultur als Beobachtungsform, in: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.), Kultursoziologie, 2010, 339-374, S. 343). Wissenschaft ist Teil der Kultur mit der Besonderheit, dass die Konsistenzkontrolle planmäßig und methodisch reflektiert erfolgt.

von Wissenskongruenz. Was aus unterschiedlichen Perspektiven gleich bleibt, zeigt »aperspektivische« Objektivität.<sup>53</sup>

48. In das Weltwissen ist vieles eingegangen, was einmal Thema wissenschaftlicher Forschung und nicht selten auch umstritten war. Nur ein kleiner Teil des Weltwissens ist explizit als epistemisch verlässlich, das heißt, als wissenschaftlich begründet, ausgezeichnet. Doch längst gibt es einen großen Wissensbestand, dessen Herkunft aus der Wissenschaft gar nicht mehr wahrgenommen wird. In solchem Allgemeinwissen hat sich die Kongruenz des Wissens bereits realisiert.
49. Wie Sekundärwissen sich verfestigt, kann man bei der individuellen Informationssuche beobachten. Die Suchmaschine ersetzt oder verdrängt das zweifelnde Fragen und das Ringen um eine eigene Antwort. Wenn immer eine Frage auftaucht, wird nach Lösungen gegugelt. Eine davon muss es sein. Die richtige Antwort schält sich heraus, wenn man die ersten zehn oder vielleicht auch 20 Suchergebnisse auf Plausibilität und Übereinstimmung durchsieht. Informatiker sprechen von kumulativem Informationsgewinn.
50. Suchregeln, Gewichtungregeln und Stoppregeln werden kaum explizit ausformuliert. Aber sie sind implizit doch vorhanden. Drei Filter ergänzen sich, indem sie Quantität, Qualität und Kohärenz der Quellen zusammenfügen.
51. Quantität: In aller Regel gibt man sich mit der ersten Auskunft nicht zufrieden, sondern sucht nach mehreren übereinstimmenden Ergebnissen. Wie viele müssen es sein? Das hängt natürlich auch davon ab, ob es widersprechende Ergebnisse gibt. Wissenschaftliches Wissen, das aus dem Internet reproduziert wird, hat den Charakter von (Lehr-)Meinungen oder Kommentaren im Sinne Foucaults, das heißt Wiederholungen. Juristen sind mit der Vorstellung von herrschender Meinung und Mindermeinung vertraut.
52. »The idea that truth can best be revealed through quantitative models dates back to the development of statistics (and boasts a less-than-benign legacy). And the idea that data is gold waiting to be mined; that all entities (including people) are best understood as nodes in a network; that things are at their clearest when they are least particular, most interchangeable, most aggregated —

---

<sup>53</sup> Das Konzept der aperspektivischen Objektivität (»aperspectival objectivity«) hat sich im 19. Jahrhundert entwickelt, und es gehört sich, dieses Konzept zu historisieren (Lorraine Daston, Die Kultur der Objektivität, in: Michael Hagner (Hg): Ansichten der Wissenschaftsgeschichte, 1992, 9-39).

well, perhaps that is not the theology of the average lit department (yet). But it is surely the theology of the 21st century.«<sup>54</sup>

53. Für die Qualität der Quelle gibt es unterschiedliche Anhaltspunkte. Der erste ist Autorität der Autorenschaft.<sup>55</sup> Der zweite ist das Erscheinungsbild der Quelle: Elaboration, Design usw. Wichtig ist ferner, ob sich Ergebnisse und Begründungen plausibel zusammenfügen. Man könnte von inferentiellem Wissen sprechen. Es fehlt eine ausgearbeitete Methode zur Evaluierung von Wissensquellen, die nicht den formalen Gewohnheiten traditioneller Wissenschaftspublikationen entsprechen. Hier ist implizites Wissen gefragt, dass man sich – wie auf anderen Gebieten auch – durch eine mehrjährige intensive Praxis erwirbt.
54. Exkurs: In den Sozialwissenschaften gibt es eine Konjunktur des Vorreflexiven, die durch Harold Garfinkels Ethnomethodologie angestoßen wurde. Seither ist das Phänomen aus verschiedenen Richtungen immer wieder »entdeckt« und theoretisiert worden, ohne dass jemand bereit wäre, die sich anbahnende Konvergenz zu konstatieren. Hier sind nur Andeutungen möglich. Ethnologen sprechen die wie selbstverständlich zugrunde gelegten und im Prinzip unbewussten Vorstellungen als kulturellen Code an. In diesem Sinne wurde von den Critical Legal Studies die Unterscheidung zwischen öffentlich und privat als eine unproblematisiert selbstverständliche Unterscheidung behauptet oder von feministischer Seite die Bipolarität des Geschlechterverhältnisses. Diskursanalyse nach Foucault verlangt die Beschreibung des Sagbaren und Gesagten ebenso wie die Ermittlung des Unsagbaren und Ungesagten.<sup>56</sup> Bourdieu gibt dem Unbewussten den Namen Doxa und macht daraus Teil seiner Machttheorie.<sup>57</sup> Doxa ist dasjenige, was selbstverständlich und normal ist.<sup>58</sup> Vieles, was dort gesagt

---

<sup>54</sup> Kathryn Schulz, *What Is Distant Reading?*, The New York Times – Sunday Book Review vom 24. 6. 2011 [[http://www.nytimes.com/2011/06/26/books/review/the-mechanic-muse-what-is-distant-reading.html?pagewanted=all&\\_r=0](http://www.nytimes.com/2011/06/26/books/review/the-mechanic-muse-what-is-distant-reading.html?pagewanted=all&_r=0)].

<sup>55</sup> Friedemann Bieber (Wikipedia in der Wissenschaft: Wie viele Leistungspunkte bringt ein Eintrag?, FAZ vom 10. 4. 2014) zitiert die Historikerin Barbara Stollberg-Rilinger. »Sie bezweifelt, dass die »Logiken« von Wikipedia und Wissenschaft vereinbar sind. »Unser Wissenschaftsprinzip, wie es sich seit dem achtzehnten Jahrhundert entwickelt hat, beruht ja auf der Einführung wissenschaftlicher Standards und fachlicher Kontrollen.« Eine zentrale Rolle für die Glaubwürdigkeit spiele dabei, dass die einzelnen Personen namentlich bekannt seien. Die fehlende Kennzeichnung der Autoren bei Wikipedia sei ein strukturelles Problem: Der Laie habe keinen unmittelbaren Anhaltspunkt, ob ein Artikel fachlich solide sei oder nicht.«

<sup>56</sup> Das Unbewusste des Wissens ist Thema vor allem in »Die Ordnung der Dinge«, andeutungsweise Archäologie S. 43.

<sup>57</sup> Pierre Bourdieu/Terry Eagleton, *Doxa and Common Life*, *New Left Review* 199, 1992, 111-121.

<sup>58</sup> Pierre Bourdieu, *The Force of Law: Toward a Sociology of the Juridical Field*, *The Hastings Law Journal* 38, 1987, 814-853, S. 848.

wird, findet sich gleich oder ähnlich nicht nur bei Foucault<sup>59</sup>, sondern auch in anderen in den Theorien über die Sozialdisziplinierung. Eine Abgleichung mit Polanyis Konzeption des impliziten Wissens liegt nahe.<sup>60</sup>

55. Elaboration verdient besondere Aufmerksamkeit. Psychologen verstehen darunter eine vertiefte Informationsverarbeitung des Individuums durch die Einbettung neuer Information in das Netzwerk des Vorwissens. Hier ist dagegen die Elaboration der Darbietung von Wissen gemeint. Sie beginnt bei einem elaborierten Sprachstil, der sich als »wissenschaftlich« zu erkennen gibt. Vor allem aber besteht sie, analog zu der individuellen Elaboration von Wissen, in der Einfügung singulärer Propositionen in einen größeren Zusammenhang. So geschieht es immer wieder in Dissertationen und Habilitationsschriften, dass eine an sich begrenzte These in eine umfangreiche historische Darstellung eingebettet wird, die möglichst alles referiert, was zum Thema gesagt wurde, mag es auch noch so obsolet sein. Kunstgerechte Elaboration »wirkt«, weil der Rezipient den – meistens durchaus zutreffenden – Eindruck gewinnt, hier sei großer Aufwand getrieben worden, um ein Ergebnis zu finden. Der Aufwand dient bis zu einem gewissen Grade als Ersatz für Gründe.

## V. Wissensrecycling und Redundanz

56. Die zeitgenössische Version eines naiven Fortschritts Glaubens äußert sich in der Rede von einer immer kürzeren Halbwertszeit des Wissens.<sup>61</sup> Doch was veraltet, sind konkrete Fragen, Instrumente zu ihrer Beantwortung und die damit gewonnenen Daten. Das systematische Wissen<sup>62</sup> über die Gesellschaft und ihr Recht zeigt dagegen eine erstaunliche Beständigkeit oder Kontinuität, so dass

---

<sup>59</sup> Wolfgang Müller-Funk, Kulturtheorie, 2010, 232.

<sup>60</sup> Vgl. Fn. 20 und 21 oben.

<sup>61</sup> Auch hier wieder alter Wein: »Es ist schlimm genug,« rief Eduard, »daß man jetzt nichts mehr für sein ganzes Leben lernen kann. Unsre Vorfahren hielten sich an den Unterricht, den sie in ihrer Jugend empfangen; wir aber müssen jetzt alle fünf Jahre umlernen, wenn wir nicht ganz aus der Mode kommen wollen.« (Johann Wolfgang von Goethe, Die Wahlverwandtschaften, Viertes Kapitel (1809).

<sup>62</sup> Begründet ist die Rede von der Halbwertszeit des Wissens, wenn sie auf anwendungsnahe und praxisrelevante Kenntnisse bezogen wird wie bei Wolf Rauch, Die Informationsgesellschaft und die Krise der Universität, in: Auf dem Weg zur Informationskultur. Wa(h)re Information? (FS Norbert Henrichs), 2000, 25-30, <http://van.line.at/alt/house/dis/txt02/rauch.pdf>. Doch solche Kenntnisse sind nur Zustandsbeschreibungen oder Konkretisierungen allgemeineren, dauerhaften Wissens. <sup>63</sup> Z. B. Gunnar Berg, Forschung und Lehre 2000: <http://www.forschung-und-lehre.de/archiv/12-00/berg.htm>; Ulrich Walter, Mythos »Halbwertszeit des Wissens«, 2013 auf N 24: <http://www.n24.de/n24/Kolumnen/Prof-Ulrich-Walter-Wissenschaft/d/3306778/mythos--halbwertszeit-des-wissens-.html>.

auch heute noch nicht nur Philosophen, sondern auch manche Rechts- und Sozialwissenschaftler mit Platon und Aristoteles diskutieren, als seien sie Zeitgenossen. Erst recht Naturwissenschaftler wehren sich gegen die Rede von der Halbwertszeit des Wissens<sup>63</sup>. Epochenumbrüche, wie sie von Kuhn als Paradigmenwechsel vorgestellt worden sind, waren nie so radikal, dass sie eine tabula rasa hinterlassen hätten.

57. Wissensrecycling: Das vorhandene Wissen wird etwa alle dreißig Jahre recycelt, ohne als Neuauflage erkennbar zu sein. Die zurzeit so beliebte Jagd nach Plagiaten wirkt vor diesem Hintergrund eher beckmesserisch.<sup>64</sup>
58. Die Warenwelt hat in die Wissenschaft Einzug gehalten. Die Produktion von Literatur ist billig geworden, nachdem Herausgeber und Autoren auch Lektorat und Layout der Texte übernommen haben und von den Verlegern keine Vergütung mehr erhalten. Verlage wie C. H. Beck, Springer, Hart Publishing, Oxford University Press u. a. mehr produzieren laufend schöne und teure neue Bücher, in denen wenig Neues steht. Es traut sich niemand, Literatur, die sich selbst als wissenschaftlich deklariert, für überflüssig zu erklären.
59. Wann immer man liest, die Literatur zu einer bestimmten Frage sei unübersehbar geworden<sup>65</sup>, wird es Zeit die Masse dieser Literatur zu vergessen.
60. Ein Indiz für die Konvergenz des Wissens ist die zunehmende Verwendung von Sekundärliteratur – der ich mich – mindestens in diesem Text – anschließe.
61. In den Naturwissenschaften gibt es zum Teil eine Praxis des Reviews, die den Rückgriff auf ältere Texte abschneidet. Dazu werden periodisch an prominenter Stelle zusammenfassende Darstellungen der Forschungsergebnisse veröffentlicht mit der Folge, dass man sich künftig nicht mehr auf die Originalliteratur bezieht. In der Rechtswissenschaft treten an die Stelle solcher Reviews die Lehrbücher und Kommentare. Für Philosophie und Sozialwissenschaften ist dagegen die Zusammenführung des Wissens kaum institutionalisiert.<sup>66</sup> Immerhin gibt es hier und da eine Diskussion über die Kanonisierung des Wissens.<sup>67</sup>

---

<sup>63</sup> Z. B. Gunnar Berg, *Forschung und Lehre* 2000: <http://www.forschung-und-lehre.de/archiv/12-00/berg.html>; Ulrich Walter, *Mythos »Halbwertszeit des Wissens«*, 2013 auf N 24: <http://www.n24.de/n24/Kolumnen/Prof-Ulrich-Walter-Wissenschaft/d/3306778/mythos--halbwartszeit-des-wissens-.html>.

<sup>64</sup> Zygmunt Baumann kokettiert wohl, wenn er ([in einem Interview](#)) sagt »Mein Leben besteht darin, Information zu recyceln.« Ich dagegen nehme diese Aussage für mich als bare Münze.

<sup>65</sup> Z. B. bei bei Andreas Voßkuhle, *Expertise und Verwaltung*, in: Hans-Heinrich Trute (Hg.), *Allgemeines Verwaltungsrecht*, 2008, 637-663, S. 639 Fn. 11 zum Wissensmanagement.

<sup>66</sup> Zur Praxis der Forschungssynthese Hanjo Hamann, *Evidenzbasierte Jurisprudenz*, 2014, S. 96 ff.

<sup>67</sup> Den Weg zur Kanonisierung bahnen viele Anthologien oder Zusammenfassungen nach Art der »Hauptwerke«-Reihe im Kröner Verlag. Für die allgemeine Soziologie hat der Aufsatz von Jürgen

Besonders Verlage in England und den USA tun sich seit einiger Zeit mit der Produktion Handbüchern auch für den Bereich der Sozialwissenschaften hervor.

62. Gelegentlich gibt es überragende Autoren, denen es gelingt, das Wissen vorausgegangener Generationen konvergent zu systematisieren. Einer von ihnen war Talcott Parsons.<sup>68</sup> Zwei andere waren Peter L. Berger und Thomas Luckmann, die mit ihrem Buch »Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit« die wichtigsten Traditionslinien der Wissenssoziologie, die unter anderem mit den Namen von Karl Marx, Emile Durkheim, Karl Mannheim, Max Weber, Alfred Schütz und George H. Mead verbunden wurden, zusammengeführt haben. Der Konvergenzeffekt solcher Systematisierungen verpufft jedoch vielfach, weil andere Autoren sich davon mehr oder weniger künstlich abstoßen, um sich zu profilieren. Alle sind wir Epigonen, aber wenige bekennen sich gern als solche. Es gibt auch noch andere Gründe. So ist das Werk von Parsons sehr umfangreich und erschließt sich nicht ganz einfach, so dass nur wenige es aus erster Hand rezipieren können. Andererseits gilt es als verpönt, sich auf zusammenfassende Darstellungen zu verlassen, und seien sie auch noch so ausgezeichnet wie die von Honneth und Lepold.
63. Als Indiz für die Konvergenz des Wissens taugt auch das Phänomen Wikipedia. Hier entsteht Konvergenz durch gemeinschaftliche Textarbeit. »Ein Wiki ist so etwas wie eine Schnapsbrennerei für verschärftes Wissen. Aus Infotrauben, die von verschiedenen Orten und Pflückern zusammengetragen werden, entsteht

---

Gerhards, Top Ten Soziologie. Welche soziologischen Texte sollten Studierende der Soziologie gelesen haben?, *Soziologie* 43, 2014, 313-321) eine Diskussion um ihre Kanonisierung ausgelöst (Nicole Holzhauser, Warum die Flugzeuge nicht landen. Einige Bemerkungen zu »Top Ten Sociologies«, *Wissenschaft und Pseudowissenschaft*, *Soziologie* 44, 2015, 33-55 mit Nachweisen älterer einschlägiger Literatur).

Bemerkenswert ist der Eifer, mit dem Austin Sarat sich als »advocate for disciplinization« für eine Kanonisierung der Rechtssoziologie einsetzt. Zwar spricht er nicht von legal sociology oder sociology of law, sondern von »law and society scholarship«. Aber der Sprachgebrauch in den USA ist eben anders. Schon als Präsident der Law and Society Association hatte Sarat sich für eine »Kanonisierung« des Faches ausgesprochen. Bemerkenswert auch, dass er dafür Juristen (Jack Balkin und Sanford Levinson) zitiert: »Every discipline, because it is a discipline, has a canon, a set of standard texts, approaches, problems, examples, or stories that its members repeatedly employ or invoke, and which help define the discipline as a discipline.«. Seither hat Sarat durch die Herausgabe von zahlreichen Readern und des »The Blackwell Companion to Law and Society« selbst erheblich zur Abgrenzung und Befestigung dieses Kanons beigetragen.

<sup>68</sup> Dazu Axel Honneth/Kristina Lepold, Strukturfunktionalismus: Talcott Parsons, in: Jörn Lamla u. a. (Hg.), *Handbuch der Soziologie*, Konstanz 2014, S. 149-161.

im Laufe der Zeit ein immer weiter konzentriertes, immer klareres und verfeinertes Destillat. Anders als in Blogs oder Online-Foren, wo Themen einem chronologischen Verlauf folgen, verdichtet sich der Stoff in einem Wiki zunehmend. Aus Daten und Informationen wird Wissen. ... Wer zum Wikitum konvertiert, glaubt daran, dass die Welt edierbar ist.«<sup>69</sup> Im kulturalistischen Jargon redet man nicht von Konvergenz, sondern von kollaborativer Wissenskonstruktion in Netzwerken oder im Wiki.<sup>70</sup>

64. Es bahnen sich technische Verfahren für die Zusammenführung konsonanter Literatur an.<sup>71</sup> Die Diskussion wird unter dem Stichwort »Digital Humanities« geführt.<sup>72</sup>
65. Für Juristen gibt es Suchmaschinen die nach Präzedenzfällen suchen. Mit Suchmaschinen, die eigentlich dazu entwickelt wurden, um Plagiate zu entdecken, findet man auch inhaltliche Duplizität.<sup>73</sup> Wissenschaftliche Texte beginnen oft mit einem Referat über die Geschichte des behandelten Problems und über bisherige Lösungsvorschläge. Urheberrecht und die »Regeln guter wissenschaftlicher Praxis«, zwingen jeden Autor, sich aufs Neue eine pseudooriginale Leistung abzuquälen, wo er oft besser auf einen vorhandenen Text zurückgriffe. Diesen Text zu zitieren, ist aber auch keine Lösung, denn dafür ist er meis-

---

<sup>69</sup> Peter Glaser, Schnapsbrennerei für verschärftes Wissen, Heise-online, 06.04.2012: <http://www.heise.de/tr/blog/artikel/Schnapsbrennerei-fuer-verschaerftes-Wissen-1512668.html>.

<sup>70</sup> Vgl. das Projekt »[Kollaborative Wissenskonstruktion mit Wiki](#)« am Leibniz Institut für Wissensmedien; und daraus Aileen Oeberst/lasse Halatchliyski/Joachim Kimmerle/Ulrike Cress, Knowledge Construction in Wikipedia: A Systemic-Constructivist Analysis. *Journal of the Learning Sciences*, 23, 2014, 149-176.

<sup>71</sup> Vgl. Kavita Ganesan/ChengXiang Zhai/Jiawei Han, Opinosis: A Graph Based Approach to Abstractive Summarization of Highly Redundant Opinions, *Proceedings of COLING 2010*, 340-348[[pdf](http://sifaka.cs.uiuc.edu/czhai/pub/coling10-opinosis.pdf)]. Nachzugehen wäre auch der Meldung, dass die Fakultät für Informatik und Mathematik der Universität Passau ein Forschungsprojekt CODE zur Extraktion und Visualisierung von Informationen aus wissenschaftlichen Publikationen und dem Web 2.0 gestartet hat [<http://idw-online.de/de/news483053>].

<sup>72</sup> Überblick über die Aktivitäten weltweit bei Poul Holm/Dominic Scott/Arne Jarrick, *Humanities World Report 2015*, Kap 4 »[The Digital Humanities](#)«. Die Volkswagen Stiftung veranstaltete vom 5.-7. 12. 2013 eine Tagung »(Digital) Humanities Revisited« [<http://www.volkswagenstiftung.de/de/digitalhumanities.html>]. Vgl. die Pressemitteilung der Goethe-Universität Frankfurt a. M. [Wie der Computer mit den »Digital Humanities« Einzug in die Geisteswissenschaften hält](#) vom 16. 12. 2014. Seit 2007 erscheint die E-Zeitschrift [Digital Humanities Quarterly](#).

<sup>73</sup> Harold »Skip« Garner, Computerjagd nach Plagiaten, *Spektrum der Wissenschaft* Dezember 2014, 60-63.

tens zu lang.<sup>74</sup> Oft folgt dann ein Teil, in dem die vom Autor zugrunde gelegte Methode dargestellt wird. Der historische und der methodische Vorspann sind wegen der Konvergenz der Inhalte besonders anfällig für Plagiate. Bei der Vorstellung seiner Plagiatsoftware schreibt Harold Garner:

»Als probates Gegenmittel bietet sich die Textanalyse an. Sie vermag nicht nur die Unsitte des Plagiiers abzuschaffen, sondern könnte auch völlig neue wissenschaftliche Kommunikationsformen unterstützen.

Eine faszinierende Idee hierzu ist vom Modell des Onlinelexikons Wikipedia inspiriert: Man schafft eine dynamische, elektronische Sammlung von Veröffentlichungen zu einem Thema, die von Wissenschaftlern kontinuierlich redigiert und verbessert wird. Jede neue »Publikation« besteht aus einem Beitrag zu einem einheitlich wachsenden Wissensschatz; redundante Methodenabschnitte werden überflüssig. Das Wikipedia-Modell wäre ein Schritt zu einer zentralen Datenbank, die alle wissenschaftlichen Publikationen in sämtlichen Disziplinen umfasst. Autoren und Redakteure würden mittels Textanalyse die Originalität einer neuen Forschungsarbeit bestätigen .... «

66. Eine individuelle Strategie zur Bewältigung der Textredundanz ist die – von Hoffmann-Riem so genannte – [»offene Patchworkmethode«](#). Sie besteht darin, einen Text aus offen ausgewiesenen Zitaten zu bauen. Sie findet ihre Grenzen im Urheberrecht, das den Umfang zulässiger Zitate begrenzt. Die Umfangsbegrenzung gilt jedoch nur für die Entnahme aus einem Text. Es gibt keine Beschränkung für die Anzahl von (Kurz-)Zitaten aus verschiedenen Texten. Daher lässt sich ein neuer Text vollständig aus Fremdzitaten herstellen.<sup>75</sup> Der Extremfall wäre ein Hypertext-Essay nach dem Xanadu-Konzept<sup>76</sup>, der nur aus einer Zusammenstellung von Links bestünde. Praktisch scheitert dieses Vorhaben bisher da-

---

<sup>74</sup> Ein Beispiel: In einem rechtssoziologischen Text bin ich kürzlich der Figur des Gerüchts begegnet (bei Julia Eckert, Rumors of Rights, in: dies. Eckert u. a., Hg., Law Against the State, 2012, 147-170). Eckert zitiert die englische Übersetzung des Standardwerks zum Thema von Jean-Noël Kapferer, (Rumeurs. Le plus vieux média du monde, 1987; deutsch: Gerüchte. Das älteste Massenmedium der Welt, 1996). Eckert verzichtet allerdings auf ein Inhaltsreferat. Dazu hätte sie auch kaum Platz gehabt. Eine kurze Internetsuche findet jedoch schnell eine brauchbare Zusammenfassung bei Michael Schetsche, Wissenssoziologie sozialer Probleme, 2000, S. 76f.

<sup>75</sup> Vom urheberrechtlich unzulässigen Sampling (BGH U. vom 13.12.2012 Az. I ZR 182/11) unterscheidet sich die Zitatensammlung dadurch, dass die zitierten Texte nicht mechanisch kopiert, sondern abgeschrieben werden. Auch eine Collage, die nur aus Zitaten besteht, dürfte ihrerseits ein selbständiges Sprachwerk i. S. von § 51 Nr. 2 UrhG sein.

<sup>76</sup> Darüber Georg Jünger, Xanadu – Ein Wissens- und Informationssystem (www.xanadu.net), Artikel in der taz vom 17./18. April 2003, S. 14: <http://fsub.schule.de/freie/1freie-index.htm?/freie/xanadu.htm>. Vgl. auch die Webseite <http://www.xanadu.com/>.

- ran, dass es an der technischen Möglichkeit fehlt, über einen eingebetteten Link nur einen Ausschnitt aus dem verlinkten Dokument sichtbar zu machen (wie es Xanadu vorgesehen hatte). Zur Charakterisierung juristischer Dissertationen hieß es früher abschätzig, da werde aus 100 (oder 1000) Quellen ein neuer Text gebastelt. Heute würde man vielleicht – in Analogie zur Kunstszene – positiver von Mashup- oder Remix-Kreationen sprechen. (Freilich bleibt der Verdacht, dass die wenigsten Arbeiten neue wissenschaftliche Propositionen liefern.)
67. »Distant Reading«: Die Literaturwissenschaft beklagt die Masse der Texte, die niemand mehr lesen kann. Als Ausweg hat Franco Moretti<sup>77</sup> ([Stanford Literary Lab](#)) eine Methode des Distant Reading vorgeschlagen. Sie besteht im Prinzip darin, Texte nicht zu lesen, sondern sie mit computergestützten Verfahren sozusagen zu vermessen.<sup>78</sup> Die Vermessung gilt sowohl eher äußerlichen Eigenschaften (Literaturgenre, Stil usw.) als auch den Inhalten (etwa Plots in Romanen oder Argumentationen in Gerichtsurteilen).<sup>79</sup>
68. Search Term Reading: Meine Methode des Distanzlesens – die ich vermutlich mit vielen Wissenschaftlern teile – ist das Stichwortlesen (search term reading). Sie besteht schlicht darin, viele Texte nicht Satz für Satz von Anfang bis zum Ende zu lesen, sondern sie auf gerade interessierende Stichwörter zu scannen. Früher hatte man dazu mehr oder weniger gute Stichwortregister. Heute liest man viele Texte auf dem Bildschirm. Alle Browser verfügen über eine Suchfunktion. Die meisten Texte werden wohl als PDF gelesen, und selbstverständlich hat auch die dafür übliche Software eine Suchfunktion. Als Bild eingescannte Texte werden dazu in durchsuchbare umgewandelt.

---

<sup>77</sup> Franco Moretti, *Kurven, Karten, Stammbäume, Abstrakte Modelle für die Literaturgeschichte*, 2009; ders., *Distant Reading* 2013. Zu dem neueren Buch – einer Aufsatzsammlung – vgl. die ausführliche Rezension von Shawna Ross, *In Praise of Overstating the Case: A Review of Franco Moretti, Distant Reading* (London: Verso, 2013, *Digital Humanities Quarterly* 8/1, 2013 [<http://www.digitalhumanities.org/dhq/vol/8/1/000171/000171.html>]).

<sup>78</sup> Kathryn Schulz, *What Is Distant Reading?* *The New York Times – Sunday Book Review* vom 24. 6. 2011 [[http://www.nytimes.com/2011/06/26/books/review/the-mechanic-muse-what-is-distant-reading.html?pagewanted=all&\\_r=0](http://www.nytimes.com/2011/06/26/books/review/the-mechanic-muse-what-is-distant-reading.html?pagewanted=all&_r=0)].

<sup>79</sup> Zu dem, was Moretti in Gang gebracht hat, vgl. auch den Tagungsbericht von Tobias Haberkorn, *Es gibt einfach zu viele Texte*, *FAZ* vom 12. 11. 2014 S. N3; Gerhard Lauer, *Lektüre im Computerzeitalter*, *FAZ* vom 26. 8. 2009 [[http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/geisteswissenschaften/literatur-rechnen-lektuere-im-computerzeitalter-1840973.html?printPagedArticle=true#pageIndex\\_2](http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/geisteswissenschaften/literatur-rechnen-lektuere-im-computerzeitalter-1840973.html?printPagedArticle=true#pageIndex_2)].

## VI. Das Internet als Konvergenzmaschine

69. Das Internet steht hier als Kürzel für alle Möglichkeiten der elektronischen Datenspeicherung und Verarbeitung, kurz für das globale digitale Wissensarchiv. Für den Konvergenzeffekt wichtiger als das Jedermann-Internet sind vermutlich elektronische Zeitschriften und andere professionelle Datenbanken, die zwar in der Regel über das Internet erreicht werden, aber keinen freien Zugang anbieten. Dazu gehört nicht zuletzt das Web of Science (Web of Knowledge) von Thomson Reuters. Das Jedermann-Internet ist voller Schrott. Doch man sollte die im Internet frei verfügbaren wissenschaftlichen Texte und die dort beobachtbaren Versuche zur Beteiligung am Wissenschaftsdiskurs nicht unterschätzen. Alle Forschungsinstitute und praktisch jeder Wissenschaftler verfügen über eine Internetseite, auf der Forschungsthemen und Publikationen verzeichnet sind und zunehmend werden dort auch Texte zum Download angeboten. Das Angebot im Social Science Research Net (SSRN) ist ergiebig. Nicht ganz selten findet man auch über Wissenschaftsblogs nützliche Hinweise.<sup>80</sup> Wer primär mit dem freien Internetzugang arbeitet, macht dabei eine Konvergenzerfahrung, die Erfahrung nämlich, dass es oft unergiebig ist, zusätzlich zugangsbeschränkte Datenbanken und gedruckte Literatur heranzuziehen.
70. »Medial gespeichertes und kommuniziertes Wissen gibt es in enormer Quantität, aber von sehr unterschiedlicher Qualität. Die Wissenschaften, aber auch Philosophie, Staat oder Religion haben sich über Jahrhunderte bemüht, Ordnung in das aufbewahrte Wissen zu bringen – mit unterschiedlichen Ansprüchen und unterschiedlichem Erfolg. Qualitätssicherung kann durch religiöse, politische oder rechtliche Entscheidung erfolgen. Das Gesetz ist im Prozeß der Rechtsprechung zu interpretieren, aber es darf von dieser nicht mißachtet werden. Das ist eine politische Entscheidung. Inkonsistenzen der Bibel sind als Emanationen des göttlichen Willens hinzunehmen. Das ist eine theologische Entscheidung. In den Wissenschaften gibt es andere entwickelte Mechanismen der Qualitätssicherung, etwa durch klare Abgrenzung des Geltungsbereichs aufgestellter Behauptungen, durch die Angabe intersubjektiv überprüfbarer Entscheidungsverfahren oder durch prüfbare Nachweise. Trotzdem ist auch die Wissenschaft nicht frei von Bedingtheiten und Befangenheiten. Kulturelle Traditionen und Rücksichten, der paradigmatische Kontext wissenschaftlicher Arbeit und wissenschaftlichen Denkens oder die Fixierung zulässiger Methoden

---

<sup>80</sup> Geradezu phänomenal insoweit der Legal Theory Blog von Lawrence B Solum (<http://lsolum.typepad.com/legaltheory/>). Mit seinem Legal Theory Lexicon, das in den Blog integriert ist, macht Solum immer wieder die Konvergenz rechtstheoretischer Aussagen deutlich.

bilden neben den auch vorhandenen, autoritären Aspekten wissenschaftlicher Schulen Schranken für eine globale, zeitlich unbeschränkte Gültigkeit wissenschaftlichen Wissens. Betrachten wir den Stand der Qualitätssicherung in den unterschiedlichen Medien, so können wir angesichts ihrer Resultate letztlich nur resignieren. Es mag in einzelnen wissenschaftlichen oder rechtlich abgesicherten Bereichen gelungen sein, Wissen nach Qualitätsstandards aufzubereiten, eine allgemein akzeptierte, interkulturelle Qualitätssicherung des Wissens gibt es jedoch nicht. Und selbst in den scheinbar gesicherten Arealen der Wissenschaft herrscht ein munterer Pluralismus, der neben Sympathie und wechselseitiger Hilfe auch Abneigung, Mißgunst und Boshaftigkeit kennt, also Emotionen, die der Qualitätssicherung gelegentlich im Wege stehen.«<sup>81</sup>

71. Die EDV bewältigt Textmengen, die die Lesekapazität des Einzelmenschen übersteigen. Zwar fehlen der EDV viele Fähigkeiten des individuellen Lesers wie das Gespür für Aussageabsichten und Nebentöne. Umso stärker ist ihre Fähigkeit zur Mustererkennung und zum Vergleich. Muster sind in diesem Fall relativ kontextfreie wissenschaftliche Propositionen. Alle Ergebnisse bleiben quantitativ.
72. Autoren betonen vermutlich Divergenzen, sei es weil Konsonanzen langweilig sind, sei es weil sie glauben, sich dadurch besser profilieren zu können. Damit passen sie sich der Praxis des wissenschaftlichen Publikationswesens an, das Innovationen bevorzugt. Dagegen gibt es im Internet Platz für bewusst oder unbewusst konsonante Veröffentlichungen. Die elektronische Datenverarbeitung sucht nicht nach Divergenzen, sondern nach (übereinstimmenden) Mustern und ist insofern auf Konvergenzen angelegt.
73. Die traditionelle Konvergenzmaschine war die Synopse. Sie war und ist leistungsfähig, bleibt aber doch in der Regel das Werk einzelner Autoren und hängt insofern an deren Kompetenzen und Kapazitäten. Das Internet macht Konvergenzen und – weniger effektiv – Divergenzen ohne (viel) subjektive Wissensarbeit kenntlich.
74. Im »Web of Science« zeigen und verstärken sich die Konvergenzen durch Zitationsanalysen und andere bibliometrische Daten wie Impact Factor und Hirsch-Index.
75. »Hypertextsysteme erscheinen als eine Möglichkeit, intertextuelle Bezüge, die bis dahin latent waren, in manifeste Bezüge – in Links eben – zu überführen

---

<sup>81</sup> Wolfgang Coy, turing@galaxis.comII, in: ders./Martin Warnke (Hg.), HyperKult, 2005, 15-32, S. 17f. Im Netz als Vortragsmanuskript von 1997 unter dem Titel »[Überall & gleichzeitig..Informatik. Digitale Medien und die Zukunft des Wissens](#)«.

und damit Strukturen nachzuzeichnen, die quer zu den linearen Syntagmen liegen, die verschiedenen Texte immer schon verbinden.«<sup>82</sup> Diese Möglichkeit hängt nicht davon ab, ob es möglich sein wird, Hypertext-Maschinen zu programmieren.<sup>83</sup>

76. Ein Schritt zur Konvergenz liegt in der Anonymisierung des Wissens, das heißt, in seiner Ablösung von Autoren und Autoritäten.<sup>84</sup> »Der Autor ist, wie Foucault ... ausgeführt hat, keine natürliche Größe, sondern eine Konstruktion der Kultur. Es geht also vordergründig nicht um den empirischen Autor als sprechendes Individuum, sondern um die Idee, bestimmte Diskurse *einem* Autor, d.h. einer numerisch eindeutigen und bestimmten Person, zuzuordnen und damit Prinzipien wie Einheit, Ursprung, Mittelpunkt und Zusammenhalt geltend zu machen und alle solchen Texte aus dem Diskurs auszuschließen, die keinen Autor haben.«<sup>85</sup> Das Netz trägt mindestens auf dreierlei Weise zur Anonymisierung bei, nämlich erstens durch die Schwierigkeiten einer schulgerechten Zitation<sup>86</sup>, zweitens durch die Fülle der Texte, die den eigentlichen Urheber oft nicht

---

<sup>82</sup> Hartmut Winkler, Docuverse, 1997, S. 43f.

<sup>83</sup> Dazu kritisch Winkler a. a. O. 44ff.

<sup>84</sup> Zur Bedeutung der Autorschaft bei wissenschaftlichen Texten vgl. Felix Steiner, Dargestellte Autorschaft, Autorkonzept und Autorsubjekt in wissenschaftlichen Texten, 2009; Matthias Schaffrick, Theorien und Praktiken der Autorschaft, 2014.

<sup>85</sup> Wolfgang Müller-Funk, Kulturtheorie, 2. Aufl. 2010, S. 203f.

<sup>86</sup> Eine schulgerechte Zitation von wissenschaftlichen Texten hat wohl grundsätzlich zwei Ziele. Das erste und wichtigere ist die Vermeidung von und der Schutz vor Urheberrechtsverletzungen und Plagiaten. Das andere Ziel ist die Kenntlichmachung der Genealogie von Ideen. Darauf verweist der Quellenbegriff. Für beide Ziele ist es mehr oder weniger notwendig, dass die Zitation das Zitat reproduzierbar macht. Die Reproduzierbarkeit hängt allerdings nicht allein von der Zitation, sondern auch vom Medium ab. Texte in Büchern und Zeitschriften sind relativ stabil, Texte im Internet dagegen sind relativ änderbar und flüchtig. Dagegen soll angeblich die Angabe des Abrufdatums helfen, tut sie aber nicht. Technische Mittel wie die Internetdienste Webcite oder Internet Archive sind unpraktisch und auch nicht verlässlich.

Das Medium regiert auch die äußere Gestalt der Zitation. Bücher und Zeitschriften sind mit den üblichen Zitierweisen dank des ausgefeilten Katalogsystems erstaunlich gut auffindbar. In der Regel wird bei der Zitation Zuviel des Guten getan. Erscheinungsort und Verlag, sind, jedenfalls bei inländischen Büchern, überflüssig, ähnlich bei Zeitschriften die Angabe des Jahrgangs. Das beweist das weitgehende Fehlen dieser Angaben in den Nachweisen der juristischen Literatur. Verlags- und Jahrgangsangaben sind daher vor allem ein Indiz für die Qualität der Quelle. Übervollständige Zitationen dienen vielen Autoren vielleicht auch dazu, die Sorgfalt ihrer Arbeitsweise zu demonstrieren. Sie belasten dagegen die Lesbarkeit und Ästhetik des Textes. Das gilt verstärkt für die URL von Internettexten. In Internettexten selbst werden die URL von Internetquellen vielfach als Hyperlink versteckt. Bisher gibt es keine praktikable Möglichkeit, Hyperlinks unmittelbar aus gedruckten Quellen aufzurufen. Das Eintippen oder Einscannen der URL ist nicht sehr attraktiv und in der Regel auch überflüssig, weil die

mehr erkennen lassen<sup>87</sup>, und drittens natürlich durch unbekümmertes Copy and Paste. »Wie erwähnt, vergessen Wissenschaftler oft die Quelle ihrer Einfälle und halten sie fälschlicherweise für eigene. In gewisser Weise ist der wissenschaftliche Einzelautor bloß eine Illusion. Der Erkenntnisprozess ist kollektiv, beruht auf Generationenketten und vielschichtigen Querbeziehungen. Wohl nur wenige Ideen entstehen einsam am Schreibtisch. Viele Fragen wie Lösungen entstehen im Pingpong der »kühnen Vermutungen« (Popper), Scherze, Einwände und Gegenkritiken, etwa in der Diskussion unter Freunden oder in Kongresspausen, und ihr »eigentlicher« Urheber ist oft kaum festzustellen.«<sup>88</sup> In die Reihe dieser »Quellen« drängt immer mächtiger »das Internet«.

77. Weiter in Richtung Konvergenz wirkt das zunehmende Desinteresse an der Genese von Wissen, das durch die Kombination von Informationsflut und Medienbeschleunigung getrieben wird. Damit gehen vielfältige Divergenzen etwa verschiedener Textversionen bestimmter Autoren, an denen sich die Wissenschaft abarbeitet, verloren.
78. »Na klar stimmt das, ich hab's aus dem Netz.«<sup>89</sup> Gemeint ist damit die Autorität des Netzes als Wissensquelle. So wie das gedruckte Buch hat auch das Netz per se Autorität, die auf alle darin auffindbaren Propositionen durchschlägt. Diese Autorität, die sich aus der unfehlbaren Rechenleistung des Computers ableitet, tritt aber mehr und mehr in den Hintergrund, erstens weil es inzwischen zum Allgemeinwissen gehört, dass im Internet viel Unsinn zu finden ist, und zweitens, weil das Internet zu fast jeder Frage nicht bloß eine, sondern mehrere Antworten ausgibt. Von den Antworten sind viele irrelevant, oft zeigt sich Übereinstimmung, nicht selten auch Divergenz.
79. Das Antwortspektrum des Internet ist von der Suchstrategie des Nutzers abhängig. Wie trennt man die Spreu vom Weizen? Von Pirolli und Card stammt die Theorie der optimalen Futter- bzw. Informationssuche (Information For-

---

Quelle sich einfacher ergugeln lässt. Unter diesen Umständen wird die Kehrseite der Zitationspflicht immer wichtiger, die darin besteht, den Autor vor Plagiatsvorwürfen zu schützen.

<sup>87</sup> Das zeigt das Beispiel der Wissenskugel oben bei Nr. 24.

<sup>88</sup> Gerhard Fröhlich, Plagiate und unethische Autorenschaften in den Wissenschaften, Information: Wissenschaft und Praxis 57, 2006, 81-89, S. 87 [http://www.b-i-t-online.de/daten/iwp-06-02-auszug.pdf].

<sup>89</sup> Überschrift von Stefan Weber in der FAZ Nr. 104 vom 6. 5. 2009 S. N3. Vgl. dazu den [Eintrag vom 14. 4. 2010](#) auf RSozblog.

- ging).<sup>90</sup> Dazu bieten die Informationswissenschaften Theorien und empirische Forschung, die vielleicht weiter helfen.<sup>91</sup>
80. Die Technik der Internetsuchmaschinen führt zu einer Positivauslese, weil häufiger angeklickte Webseiten einen besseren Rang erhalten und so bei weiteren Suchvorgängen bevorzugt angeboten werden.
  81. Technisch gehen in Datenbanken keine abweichenden Inhalte verloren. Grundsätzlich kann alles wiedergewonnen werden. Praktisch gibt es aber auch eine Negativauslese, mit der Folge, dass selten nachgefragte Webseiten bei den Suchmaschinen zurückgestellt werden, bis sie niemand mehr nachschlägt.
  82. Medienumbrüche führen zu einer »natürlichen« Auslese. Gedruckt wurde nur noch, was relevant und zutreffend erschien. Auch die Dauerarchivierung von Büchern durch Digitalisierung bringt Verluste. Nach der Digitalisierung sieht es auf den ersten Blick anders aus. Aber die digitalen Medien veralten. Sie müssen im Abstand von etwa einem Jahrzehnt umkopiert werden, um lesbar zu bleiben. Dabei wird wiederum bewusst oder unbewusst eine Auswahl getroffen.
  83. Inzwischen sind viele, wenn nicht die meisten wissenschaftlichen Bücher eingescannt und bei Google Books aufrufbar. Zwar gibt es immer nur Bruchstücke des Buches zu lesen. Die Suchfunktion durchsucht jedoch auch die nicht aufrufbaren Seiten und zeigt die Stichwörter dann mit einem kurzen Kontext auf dem Bildschirm an. Sie findet oft mehr Stichwörter als im Stichwortverzeichnis angegeben.<sup>92</sup>
  84. Internetwissen tritt an die Stelle von Handbuchwissen. Der Begriff der Handbuchwissenschaft stammt von Ludwik Fleck. Im vierten Kapitel seines Buches »Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache« unterscheidet Fleck fachmännische Publikationen und populäre Wissenschaft, Zeitschriftenwissenschaft, Handbuchwissenschaft und Lehrbuchwissenschaft. In der Populärwissenschaft entfallen Einzelheiten und vor allem auch die »streitenden Mei-

---

<sup>90</sup> Peter Pirolli/Stuart K. Card, Information Foraging, *Psychological Review* 106, 1999, 643-675; Peter Pirolli, *Information Foraging Theory. An Adaptive Interaction with Information*, Oxford University Press 2007.

<sup>91</sup> Z. B. Yvonne Kammerer, Separating the [Wheat from the Chaff: The Role of Evaluation Instructions](#), User Characteristics, and the Search Interface in Evaluating Information Quality During Web Search, 2011; dies./Peter Gerjets, Quellenbewertungen und Quellenverweise beim Lesen und Zusammenfassen wissenschaftsbezogener Informationen aus multiplen Webseiten, *Unterrichtswissenschaft* 42, 2014, 7-23.

<sup>92</sup> Im Register des »Handbuchs Wissenssoziologie« kommt »Konvergenz« nicht vor. Google Books zeigt von diesem Band zwar keine Textseiten, gibt aber auf Nachfrage Auskunft, dass der Begriff auf sechs Seiten des Buches erscheint, zeigt allerdings nur drei von sechs Suchergebnissen (S. 553, 768 und 771).

nungen«. Von der Zeitschriftenwissenschaft sagt Fleck (1994, S. 156ff), sie trage »also das Gepräge des Vorläufigen und Persönlichen. Das erste Merkmal zeigt sich zunächst darin, daß trotz der ausgesprochenen Begrenztheit der bearbeiteten Probleme, doch immer ein Streben betont wird, an die ganze Problematik des betreffenden Gebietes anzuknüpfen. Jede Zeitschriftarbeit enthält in der Einleitung oder in den Schlußfolgerungen eine solche Anknüpfung an die Handbuchwissenschaft als Beweis, daß sie ins Handbuch strebt und ihre gegenwärtige Position für vorläufig hält ... Das zweite Merkmal, das Persönliche der Zeitschriftenwissenschaft steht in gewissem Zusammenhange mit dem ersten. Die Fragmentarität der Probleme, Zufälligkeit des Materials (z.B. Kasuistik in der Medizin), technische Einzelheiten, kurz die Ein- und Erstmaligkeit des Arbeitsstoffes verbinden ihn unzertrennlich mit dem Verfasser. ... Aus der vorläufigen, unsicheren und persönlich gefärbten, nicht additiven Zeitschriftenwissenschaft ... wird in der intrakollektiven Gedankenwanderung zunächst die Handbuchwissenschaft ... Das Handbuch entsteht also nicht einfach durch Summation oder Aneinanderreihung einzelner Zeitschriftenarbeiten, denn erstere ist unmöglich, weil diese Arbeiten oft einander widersprechen, und letztere auch kein geschlossenes System ergäbe, worauf die Handbuchwissenschaft zielt. Ein Handbuch entsteht aus den einzelnen Arbeiten wie ein Mosaik aus vielen farbigen Steinchen: durch Auswahl und geordnete Zusammenstellung.« Für die Konvergenzthese kommt es nicht so sehr auf den Gegensatz von fragmentarischer und/oder kasuistischer Zeitschriftenwissenschaft und systematischer Handbuchwissenschaft an. Die vielen Texte im Internet fallen viel eher in die Kategorie der Zeitschriftenwissenschaft, auch wenn die Texte im Internet »das Gepräge des Vorläufigen und Persönlichen« zu verlieren scheinen. Für die Handbuchwissenschaft bietet das Internet mit Wikipedia ein Pendant. Dort verliert sich viel eher die Grenze zwischen Populärwissenschaft und Handbuchwissenschaft. Von der Populärwissenschaft sagte Fleck, ihr verdanke ein Großteil der Menschen ihr Wissen, aber auch der »exakte Fachmann« beziehe daraus viele Begriffe, Vergleiche und allgemeine Anschauungen. Genau das trifft auf das Wissensangebot der Internets zu. Von Interesse ist auch, dass Ludwik Fleck Wissenschaft als kollektiven Vorgang ansieht, in dem sich bestimmte Denkstile realisieren. Es fehlt mir eine griffige Charakterisierung für diejenigen, die aktiv Internettexpte produzieren. Vielleicht ist hier schon die Vorstellung eines Kollektivs verfehlt. Eher wäre auf der Rezeptionsseite nach einem internettypischen »Denkstil« zu suchen. Ein internettypischer Rezeptionsstil besteht wohl darin, aus einer Vielzahl von Internetquellen konvergenten Inhalt zu übernehmen.

85. Eine judgment aggregation rule<sup>93</sup>, das heißt, eine formale Regel, mit der sich analog zu einer Sozialwahlfunktion die Konvergenz inkonsistenter Propositionen ermitteln ließe, ist nicht in Sicht.
86. Nachdem die Suche nach einer Sozialwahlfunktion vergeblich scheint, werden Hoffnungen in das Phänomen kollektiver Intelligenz gesetzt.<sup>94</sup> Das ist ein weites Feld. Werden aus den Bekundungen Vieler einzelne festgehalten und weiterverfolgt, so sind das Innovationen, aber keine Divergenzen. In aller Regel geht es jedoch darum, aus einem quantitativ großen Meinungsspektrum ein singuläres Ergebnis zu konsolidieren. Das lässt sich durchaus als Konvergenzproduktion einordnen. Internetbasierte kollektive Intelligenz kann aber auch Divergenz produzieren, weil das Netz Meinungen die Chance bietet, Fuß zu fassen. Das mag besonders für sektiererische Ansichten zutreffen<sup>95</sup>, ist aber nicht darauf beschränkt.

## VII. Wissensnetzwerke

87. Die Konvergenz des Wissens zeigt sich unterschiedlich stark je nach dem Modus seiner Anordnung. Scholastische Wissensübersichten waren hierarchisch aufgebaut. Die klassischen Enzyklopädien ordneten das Wissen seriell alphabetisch. Heute gilt es als ausgemacht, dass Wissen als vernetzt vorgefunden wird und/oder als Netz angeordnet werden kann. Zwar kann man auch eine hierarchische und eine serielle Anordnung von Elementen als Netzwerk behandeln. Gemeint sind aber Netzwerke, deren Kanten allein durch die Semantik der Knoten bestimmt werden.

---

<sup>93</sup> Unter diesem Titel wird derzeit wieder umfangreich das analoge Problem erörtert, das als Sozialwahlfunktion geläufig ist und traditionell mit den Namen von Condorcet und Arrow verbunden ist (Davide Grossi/Gabriella Pigozzi, Judgment Aggregation, A Primer. vgl. ferner etwa Christian List, Group Knowledge and Group Rationality: A Judgment Aggregation Perspective, *Episteme* 2, 2005, 25-38: [http://journals.cambridge.org/article\\_S174236000000289](http://journals.cambridge.org/article_S174236000000289); ders., The Theory of Judgment Aggregation: An Introductory Review, LSE Research Online, 2010: <http://eprints.lse.ac.uk/27596/>).

<sup>94</sup> James Surowiecki, *Die Weisheit der Vielen. Warum Gruppen klüger sind als Einzelne und wie wir das kollektive Wissen für unser wirtschaftliches, soziales und politisches Handeln nützen können*, 2005 [The Wisdom of Crowds, 2004]; Jan Marco Leimeister, Kollektive Intelligenz, *WIRTSCHAFTSINFORMATIK* 52, 2010, 239-242. Henrik Ickler, Wertschöpfung durch webbasierte kollektive Intelligenz, Geschäftsmodelle, Prozessarchitekturen und informationstechnische Umsetzung, Norderstedt 2012; Toby Segaran, *Kollektive Intelligenz*, 2008: <http://www.bibliothek-digital.de/static/content/oreilly/20080424/978-3-89721-780-5/v978-3-89721-780-5.pdf>.

<sup>95</sup> Evgeny Morozov, Impfung der Idioten, *FAZ* vom 2. 2. 2012: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/silicon-demokratie/kolumne-silicon-demokratie-impfung-der-idioten-11634232.html>.

88. Wissensnetzwerke bewirken eine Konsolidierung des Wissens, die vermutlich analog zur Gedächtnisbildung verläuft.<sup>96</sup> Während der Gedächtnisbildung findet »ein Selektionsprozess statt, an dessen Ende nur die relevantesten Informationen, die Quintessenz (»gist«) der Erlebnisse, im langfristigen Speicher zurückbleiben. ... Wir wissen bereits, dass der Konsolidierungsprozess die Repräsentationen so reorganisiert, dass relevante und emotionale Aspekte sowie Regelmäßigkeiten der erlebten Episoden dauerhaft in den Langzeitspeicher überführt werden, während gleichzeitig Detail- und Kontextinformationen verloren gehen.«<sup>97</sup> Wissensnetze sind semantische Netze. Jedes Wissensselement muss anschlussfähig sein, um vernetzt werden zu können. Deshalb liegt die Vermutung nahe, dass nicht anschlussfähiges Wissen verloren geht. Tatsächlich ist aber wohl jedes Wissensselement anschlussfähig, denn keines ist voraussetzungslos entstanden. Wir stehen nicht nur auf den Schultern von Riesen, sondern auch auf den Füßen von Zwergen.
89. Man greift auf ein Wissensselement in der Regel nicht direkt zu, sondern nähert sich ihm von benachbarten Anschlüssen her.
90. Das Wissen der Welt ist als sekundäres mehr oder weniger vollständig im Internet versammelt.
91. Das technische Netz des Internet ist selbst kein Wissensnetz. Aber es produziert Wissensnetze und vermittelt den Zugang zu ihnen. Das Internet ist ein Wissensträgernetzwerk.
92. Was nicht im Netz (des Internet) ist, zählt und wirkt nicht als Wissen.
93. Mit Hilfe der Netzwerkanalyse sollte es möglich sein, die Bedeutung des Wissensträgernetzwerks Internet für die Konvergenz des Wissens etwas näher zu ergründen. Es geht um ein Problem der Informationsverarbeitung, bei dem drei wesentliche Gesichtspunkte wichtig sind: »erstens ... die begrenzte Informationsverarbeitungsfähigkeit von Menschen (und Organisationen), ... zweitens die Frage der Kosten von Informationen und ... drittens die Frage ihrer Vertrauenswürdigkeit.«<sup>98</sup> Jansen behandelt hier die Bedeutung informeller Netzwerke für Informationsproblematik des Arbeitsmarktes. Analoge Fragen stellen sich für die Zusammenführung von Informationen im Wissensnetzwerk.

---

<sup>96</sup> Die Analyse eines konkreten Wissensnetzwerks zeigen beispielhaft Malte Steinbrink u. a., Netzwerk(analyse) in der deutschen Humangeographie, 2010,

[http://www.raumnachrichten.de/images/PDF-Files/netzwerke\\_steinbrink.pdf](http://www.raumnachrichten.de/images/PDF-Files/netzwerke_steinbrink.pdf).

<sup>97</sup> Jan Born, Schlaf kann ein Neuanfang sein, FAZ vom 25. 3. 2015 S. N2.

<sup>98</sup> Dorothea Jansen, Einführung in die Netzwerkanalyse, Grundlagen, Methoden, Forschungsbeispiele, 3. Aufl., 2006, S. 241.

94. Das Internet fügt viele separierte Wissensnetze zusammen. Da könnte man spekulieren: Das wissenschaftliche Wissen ist auf dem Wege wachsender Entropie<sup>99</sup>, das heißt also, zunehmender Unordnung. Entropie in einem geschlossenen System lässt sich nur umkehren, wenn von außen »Energie« zugeführt wird. Das »Internet des Wissens« als semantisches Netz wäre, ähnlich wie das Internet der Dinge, ein geschlossenes System, dem durch das Internet als Netz der Wissensträger »Energie« zugeführt wird mit der Folge, dass Ordnung etwa in Gestalt von Konvergenz entsteht.
95. Einem Vortrag von Thomas Vesting habe ich die These entnommen, dass das Buch sich durch einen »Sinn für Abgeschlossenheit« auszeichnet, während der Computer zu fortgesetztem Überschreiben auffordert. Mit der Computerkultur sei die »Zeit der Systeme« abgeschlossen. Es gebe immer nur vorübergehende Interpretationen von Wahrheit und Gerechtigkeit.<sup>100</sup> Auch Fortschreibungen und Überschreibungen können konvergieren. Konvergenz muss nicht statisch sein.
96. Die Wissenschaftssoziologie von Ludwik Fleck über Thomas S. Kuhn bis hin zu Bruno Latour, Steve Woolgar und Karin Knorr-Cetina hält es für ausgemacht, dass es sich bei den Produkten der Wissenschaft um kontextspezifische Konstruktionen handle, die durch »Situationspezifität und Interessenstrukturen, aus denen sie erzeugt wurden, gezeichnet sind«.<sup>101</sup> Sieht man einmal davon ab, dass die damit behauptete Relativität wissenschaftlicher Propositionen sich mehr auf die Wahl der Forschungsthemen und Methoden bezieht als auf die Validität der Ergebnisse, so ist das Internet eine relativ kontextfreie Zone, in der sich die Konvergenz kontextrelativer Propositionen erweisen kann. »Stärker als die vielleicht ja lösbaren technischen Herausforderungen stellt sich die kulturelle Grundfrage des verteilt und vernetzt gespeicherten Wissens. Globalisierung heißt kulturelle *Dekontextualisierung*. Wissen entsteht bisher in einer Zeit, an einem Ort, in einer Kultur, das Netz ist aber *gleichzeitig* und *überall*. Seine kulturellen Vorgaben sind ihm in Kalifornien und Massachusetts mitgegeben worden. Das Netz reißt Wissen in globalem Maße aus seinen zeitlichen und räumlichen kulturellen Kontexten heraus und stellt Wissen unterschiedlichster Güte und Art beziehungslos nebeneinander. *Content* und *Kontext* sind freilich nicht

---

<sup>99</sup> Zur schnellen Information über Entropie als Maß der Unordnung eines Systems ist das Hyperskript »Einführung in die Materialwissenschaft« [[http://www.tf.uni-kiel.de/matwis/amat/mw1\\_ge/](http://www.tf.uni-kiel.de/matwis/amat/mw1_ge/)] von Helmut Föll hilfreich.

<sup>100</sup> Vgl. den Eintrag »Enzyklopädie zur Rechtsphilosophie (EzR)« vom 15. 4. 2011 auf Rsozblog (<http://www.rsozblog.de/enzyklopadie-zur-rechtsphilosophie-ezr/>).

<sup>101</sup> K. Knorr-Cetina, *Die Fabrikation von Erkenntnis*, 2. Aufl., 2002, 25.

unabhängig voneinander und der Verlust des kulturellen Kontextes devaluiert den Inhalt.«<sup>102</sup>

97. Die Wissenschaftstheorie weist inkompatible Varianten auf mit der Folge, dass institutionalisierte Wissenschaft in vielen Fällen als Zertifizierungsinstitution des Wissens versagt.<sup>103</sup> So übernehmen die Datenverarbeitung und insbesondere auch das Internet durch die Ermittlung von Konvergenzen und Divergenzen mindestens ergänzend die Aufgabe der Zertifizierung wissenschaftlichen Wissens.
98. Man kann die Speicherung von Wissen im Internet als eine Erscheinungsform der Medialisierung von Wissenschaft begreifen. Grundsätzlich versteht man unter Medialisierung die Wiedergabe und Diskussion von wissenschaftlichen Themen und Forschungsergebnissen in den Massenmedien, unter denen wiederum bestimmte Leit-Printmedien den Ton angeben. Dabei ist sowohl Pluralisierung als auch Konvergenz zu beobachten.<sup>104</sup> Bei geisteswissenschaftlichen Themen dürfte die Rückwirkung ihrer Medialisierung auf die Wissenschaft stärker sein als bei naturwissenschaftlichen. An sich pflegen die Medien wohl eher kontroverse Themen und solche mit Neuigkeitswert aufzugreifen.<sup>105</sup> Doch die meisten Kontroversen sind medial bald erschöpft.
99. Das Internet erzeugt im Unterschied zu dem spontan, methodisch oder im Diskurs erreichten Konsens Konvergenz durch Akkumulierung.
100. Quantitativ ermittelte Konvergenz ist keine Garantie für Qualität, wird aber mangels Alternative zum Qualitätsersatz.

---

<sup>102</sup> Wolfgang Coy, a. a. O.

<sup>103</sup> Ulrich Wengenroth, Zur Einführung: Die reflexive Modernisierung des Wissens, in: ders. (Hg.), Grenzen des Wissens, 2012, 7-22, S. 8, 19.

<sup>104</sup> Mike S. Schäfer, Medialisierung der Wissenschaft? Empirische Untersuchung eines wissenschaftssoziologischen Konzepts, Zeitschrift für Soziologie 37, 2008, 206-225.

<sup>105</sup> Martina Franzen, Wie der News-Journalismus die Wissenschaft beeinflusst, WZB-Mitteilungen Heft 145, 2014, 25-28.